

Charis

Markus 16, (15) Und er sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur. (16) Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. (17) Die Zeichen aber, die folgen werden denen, die da glauben, sind diese: In meinem Namen werden sie böse Geister austreiben, in neuen Zungen reden, (18) Schlangen mit den Händen hochheben, und wenn sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden; auf Kranke werden sie die Hände legen, so wird's besser mit ihnen werden. (19) Nachdem der Herr Jesus mit ihnen geredet hatte, wurde er aufgehoben gen Himmel und setzte sich zur Rechten Gottes.

An einem anderen Ort

Dienstag, 17. Juli 2037

Es wird nicht mein Tod sein, sondern meine Auferstehung. Daran glaube ich fest. Ich danke dir, Herr, dass du mich durch dieses dunkle Tal führen wirst und bis hier geführt hast. Gelobt sei deine Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Holen Sie ihn! Das ist meine Bitte, meine Anweisung! Gehen Sie schnell! Seien Sie nicht zögerlich! Tun Sie das Notwendige. Lassen Sie sich von Ihrem festen Glauben leiten. Dann wird sich alles fügen.

Kapitel 1

Trugbild

Donnerstag, 30. Juli 2037

Viertel vor sieben. Madame Colombiers Bäckerei betrete ich eine Stunde später als üblich und fühle mich als Schuljunge, der sich etwas hat zuschulden kommen lassen. Sie steht hinter der Theke, adrett gekleidet, gepflegt wie jeden Morgen und sortiert Baguettes in die Holzkästen. Man sieht ihr die siebzig Lebensjahre an, aber auf eine sehr angenehme Weise. Alter und Schönheit sind keine unvereinbaren Elemente. Madame Colombier führt die Bäckerei seit nunmehr fünf Jahren allein, denn ihr Mann verstarb damals mitten in der Backstube und seither bezieht sie die Baguettes von einem Bäcker in La Garde. Madame Colombier will einfach nicht aufhören mit dem Verkaufen von Brot und Croissants. Es ist ihr Leben.

Ich bleibe eine Weile vor der Theke stehen und mustere die Auslage. Vielleicht werde ich heute anstatt eines Baguette ein paar Croissants mitnehmen. Mit einem Räuspern trete ich einen Schritt vor, direkt an das Glas, beuge den Kopf über die Kante. »Guten Morgen, Madame Colombier. Wie geht es Ihnen heute?« Sie dreht sich um, stellt eine Kiste mit frischen Baguettes auf eine Holzablage.

»Ah, guten Morgen, Monsieur Bernheimer. Danke, mir geht es sehr gut. Und Ihnen?« Sie weiß, dass sie langsam reden muss. Obwohl ich schon fast zwanzig Jahre hier lebe, fällt mir manch schnell gesprochener Satz noch schwer.

»Ich habe heute Morgen verschlafen, eine Stunde, und fühle mich jetzt ein wenig schuldig.« Sie lacht.

»Sie sind eben ein Deutscher, nicht wahr? Mein Mann hat immer gesagt, dass die Deutschen sogar pünktlich zu ihrer eigenen Beerdigung kommen. Ja, mein Mann, Gott habe ihn selig.«

Für einen Moment geht ihr Blick zur Wand rechts von mir, an der eine Fotografie von ihm hängt. Der Klassiker eines Südfranzosen. Etwas gedrungen, kompakt, ein großer Schnauzer und eine Baskenmütze auf dem Kopf. Aber ein gutmütiger, großzügiger Blick. Direkt unter der Fotografie stehen auf einem kleinen Regal mehrere vergilbte Auszeichnungen für das beste Baguette der Region Alpes-de-

Haute-Provence. Die Erinnerungen verschwinden aus ihrem Blick und sie sieht mich wieder lächelnd an. »Darf ich Ihnen ein Baguette einwickeln?«

»Heute sogar zwei Baguettes und geben Sie mir bitte vier Croissants.«

»Ohlala, Sie wollen doch heute kein Fest feiern? Haben Sie vielleicht Geburtstag?«

»Nein, nein, ich habe nur das Gefühl, dass ich heute mehr kaufen müsste als sonst.«

»Vielleicht bekommen sie Besuch?« Sie wickelt meine Bestellung in dünnes Papier und steckt alles in eine Tüte, die sie vor mich hinstellt.

»Nicht, dass ich wüsste. Aber sie dürfen mich gerne besuchen, Madame Colombier.« Sie kneift ein Auge zu, legt den schmalen Kopf schräg und lächelt.

»Vielleicht mache ich das sogar einmal. Ich verabrede mich gerne mit jungen Männern.« Ich muss lachen.

»Vielen Dank, zu viel der Ehre. Immerhin bin ich 66. Aber gegen Ihren Besuch hätte ich nichts. Ich würde Sie sogar abholen. Es ist immerhin ein Stück zu mir raus.« Die Türglocke bimmelt, ein junges Pärchen kommt herein. Ich lege zehn Euro auf die Theke und zwinkere Madame Colombier zu. »Sehen Sie, Madame, das ist jung«, und deute auf die beiden. »Da müssen wir uns anstrengen, um wieder so zu werden. Auf Wiedersehen, Madame Colombier.« Ich nehme die Tüte und verlasse den Laden.

Ihr Lachen verstummt mit dem Schließen der Tür. Auf dem kleinen Platz ist kaum was los. Die Sonne steigt bald über die Bergkuppen und es wird wieder heiß werden. Quer über dem Platz ist ein Gemüsehändler. So schnell ich kann, wechsle ich die Seite. Ein Blick auf die vielen Auslagen verschafft mir Vorfreude auf das Abendessen. Trotz dass ich allein wohne, kaufe ich Gemüse für eine ganze Familie. Tomaten, Paprika, Gurken, Artischocken, Knoblauch, Zwiebeln, wunderschöne Brechbohnen und viel frisches Obst. Nach dem Bezahlen besorge ich im Kiosk die wöchentliche Ausgabe der Nice-Matin. Immerhin gibt es die noch auf Recyclingpapier gedruckt. Hin und wieder kaufe ich eine. Vollbepackt schleppe ich alles zum Wagen, lade ein und klemme mich hinters Steuer, aktiviere den Elektroantrieb. Es wird Zeit. Bevor es zu heiß wird, will ich daheim sein.

Unterwegs kommt mir auf der Straße nach Le Bourguet in schneller Fahrt der Postwagen entgegen. Der Fahrer blinkt auf, hupt kurz und wedelt mit der linken Hand. Ich hupe ebenfalls. Als ich von der Straße in das kurze Stück Weg zum Haus abbiege, kann ich schon den Wagen sehen, der auf der kleinen Stellfläche vor der Garage steht. Besuch? Unmöglich. Niemand besucht, da ich meinen Namen nicht preisgebe. Lediglich mein Verleger und die Gemeinde kennt mich mit korrektem Namen. Für die Menschen hier bin ich einfach Monsieur Bernheimer. Also wird es sich hier um Touristen oder Wanderer handeln, die meinen, hier parken zu können. Die wahrscheinlichste Lösung. Immerhin steht der Wagen so, dass ich bequem vorbeikomme, um in die Garage zu fahren, wobei Garage übertrieben ist. Unterstand trifft es eher. Ein kleiner Felsüberhang. Auf der hausabgewandten Seite erreicht er den Boden, gegenüber habe ich mit Kreuzrahmen und Schalbrettern eine Wand eingezogen.

Ich steige aus und trage den Einkauf ins Haus; nicht ohne einen Blick auf den Wagen zu werfen. Ein blauer Renault, das Modell mit Brennstoffzellen. Auf der Windschutzscheibe klebt am rechten, unteren Eck das Label einer Autovermietung in Marseille. Wahrscheinlich sind die Touristen mit dem Zug gekommen, um mit dem Renault den Seealpen einen Besuch abzustatten. Unklug bei dem vorhergesagten Wetter.

Im Haus ist es kühl. Und das den ganzen Sommer durch. Der Hauptgrund, warum ich es gekauft habe. Zweistöckig, mit fünf Zimmern, aus massiven Kalksteinen gemauert. Wie an den Felsen geklebt. Zwei der Zimmer wurden in den Kalkstein hineingetrieben. Das Grundstück zieht sich bis hoch zum kleinen Pass, wo der Vorbesitzer Solarzellen installieren ließ. Auf dem Vordach sind Kollektoren und im Technikraum arbeitet eine Wärmepumpe. Das Ganze ist ein perfekter Kreislauf. Für dieses Kleinod habe ich in Deutschland alles aufgegeben und verkauft, was nur irgendwie an den Mann zu bringen war.

Baguettes und Croissants lege ich auf den Tisch, trinke ein Glas kalten Fencheltee und räume das Gemüse in die kühle Speisekammer am Ende des Flurs. Dann bereite ich einen Milchkaffe zu und setze mich an den Küchentisch. Madame Colombier und ihr herzliches Lachen fallen mir ein. Eine Einladung zum

Wochenende würde ihr sicher gefallen. Flammkuchen mit Schmand und Lauch oder vielleicht Chili und Rosmarin. Eine gute Idee. Aus der Tüte greife ich ein Croissant und beiße hinein. Köstlich! Mein Blick wandert zur Zeitung. Die Schlagzeile ... *FRONTEX bekommt Feuerbefehl im westlichen Mittelmeer! Wie viele Afrikaner sollen es noch werden?! ... Wassernot im Mezzogiorno! Region bekommt zwei Meerwasser-Entsalzungsanlagen ... Wiederaufforstungsprogramm in Region Makedonien stockt - wegen Waldbrandgefahr! ...* eine Seite weiter das Regionale. *Präfekt hat sich an seiner Sekretärin vergriffen und steht vor Gericht - Tiefengrundwasser unter Narbonne entdeckt! Probebohrungen laufen! ...* Interessanter ist da schon der Artikel zu der Idee, die D962 von Castellane nach Moustiers-Sainte-Marie zu einer gut ausgebauten Straße zu machen. Beleuchtete Tunnel, Parkplätze mit Aussicht auf die Schlucht. Eine Raststätte ... warum? Die Straße ist gut so wie sie ist. Nur für Touristen? Die brauchen Wasser und Wasser ist Mangelware. Eine Seite weiter. Politik. Ich hätte besser keine Zeitung gekauft, denke ich, als ich das Foto sehe. Mein Bruder blickt mich an.

Mit den Knien schiebe ich den Stuhl zurück, stehe auf und gehe zum Fenster, das Bild meines Bruders im Kopf. Ich kaufe nicht oft eine Zeitung, und ausgerechnet heute ist ein zweiseitiger Artikel über meinen Bruder drin! Einen Fernseher habe ich nicht. Die wenigen Informationen zur Welt da draußen bekomme ich über das Internet. Selbst da lasse ich die Nachrichten links liegen. Dass es immer wärmer und trockener wird, dass die Stürme zunehmen, das kann ich fast täglich beobachten, dazu benötige ich weder Zeitung noch Internet. Die Ellenbogen lehne ich auf den kühlen Kalksteinsims und schaue hinaus. Plötzlich fällt mir auf, dass etwas anders ist. Das Auto ist weg. Kein Renault mehr im Hof. Ich gehe nach draußen und vergewissere mich, dass er wirklich verschwunden ist. Er muss den Platz völlig geräuschlos verlassen haben. Seltsam, bei dem vielen Kies der hier liegt. Ich zucke mit den Schultern, gehe wieder ins Haus und setze mich an den Küchentisch.

Da ist es wieder. Das Bild meines Bruders. Mit einer unwirschen Handbewegung blättere ich um und schiebe sie beiseite. Das kann mir den ganzen Tag versauen. Jemand klopft an die Haustür. Ich bin so verblüfft, dass ich einfach sitzen bleibe

und darüber nachdenke, ob es nun wirklich geklopft hat oder mein Verstand mir einen Streich spielt. Es klopft wieder. Es ist jemand vor der Tür, ganz klar.

»Moment! Ich komme gleich!« Schnell springe ich auf, wische Croissantbrösel vom Hemd, gehe zur Haustür und öffne.

»Bonjour, Monsieur Bernheimer.«

»Ja, auch guten Tag, Herr, äh ...«

»Guerlaine. Monsieur Guerlaine von der Präfektur in Digne-les-Bains. Darf ich kurz reinkommen?«

»Wenn es bei kurz bleibt, bitte sehr ...« Ich mache ihm Platz. Monsieur Guerlaine drückt sich an mir vorbei und geht schnurstracks in die Küche, als wäre dies seine gewohnte Umgebung. Ich gebe der Haustür einen Schubs mit dem Fuß und folge ihm. Er ist einen Kopf kleiner als ich, elegant gekleidet und eine Wolke aufdringlichen Parfums schwebt im Raum. Mit einem kurzen Blick erfasst er, auf welchem Stuhl ich saß und wählt den gegenüberliegenden.

»Möchten Sie einen Milchkaffee, Monsieur Guerlaine?«

»Ja, bitte. Da sage ich nicht nein.«

»Vielleicht ein Croissant?«

»Nein, vielen Dank.«

Ich schäume Milch und gieße den Kaffee hinein. Etwas Zimt darauf, dann stelle ich ihm die Tasse vor die Nase, setze mich und schiebe die Zuckerdose in die Tischmitte. »Zucker?«

»Ja, gerne.« Er tut sich zwei gehäufte Löffel Zucker in den Milchschaum. Langsam sinkt er nach unten. Guerlaine rührt um und sieht mich an. »Sie werden sich fragen, warum ich hier bin?«

»Ich frage mich, wie sie hierhergekommen sind.«

Sein Blick zeigt kurzes Erstaunen. »Mit dem Auto natürlich.«

»Draußen steht kein Auto.« Er lachte kurz auf und nimmt einen Schluck.

»Ja, stimmt, das Auto ist weg. Es ist der Renault. Meine Fahrerin und ich waren zu früh. Wir haben sie nicht angetroffen und sind spazieren gegangen. Dann sahen wir sie kommen. Meine Fahrerin musste weg, einige Sachen besorgen in Castellane.« Er setzt die Tasse ab. »Sie sind ein aufmerksamer und misstrauischer Mensch, Monsieur Bernheimer.«

»Wenn man hier draußen wohnt, bekommt man nicht so oft Besuch.«

»Das ist wohl wahr. Es sei denn, man hat Familie.«

»Da kann ich nicht mit dienen, mit Familie.«

Er mustert mich einen Augenblick abschätzend. »Monsieur Bernheimer! Ich bin hier, weil ich Ihnen ein Angebot machen möchte. Die Präfektur überlegt, dieses wunderschöne Tal touristisch mehr zu erschließen. Ihnen gehört das Grundstück Nummer 214-Strich-96 am Pass oben. Dort steht ihre Strom- und Warmwasserversorgung. Wir würden ein Stück ihres Grundstücks gerne - wie soll ich sagen - tauschen. Gegen eine Erweiterung hier unten, links und rechts des Hauses.« Er sieht mich erwartungsvoll an.

»Was verstehen Sie unter touristisch mehr erschließen?«

»Nun, natürlich haben wir noch keine konkreten Pläne, mehr Ideen. Aber wir stellen fest, dass die Tourismusindustrie, und auch Privatleute, zunehmend an dieser Region Interesse haben. Bei einer Verbesserung der Infrastruktur würden wir natürlich Gelder aus Brüssel bekommen.«

»Was hat das mit meinem Grundstück zu tun?«

»Das Sträßchen hoch auf den Pass und rüber ins Tal ist nicht für schweren Verkehr geeignet. Wir würden die Straße gerne auf der gesamten Länge verbreitern, so dass auch Gegenverkehr für größere Fahrzeuge problemlos möglich wird. Dazu müssten wir aber ihr Grundstück stark beschneiden.«

»Verstehe. Als Ausgleich bekomme ich hier unten ein Stück dazu.«

Guerlaine lehnt sich erleichtert zurück. Endlich sind wir am Kernpunkt seines Anliegens. »Sie haben es erfasst, Monsieur Bernheimer. Im Übrigen würde die Präfektur Ihnen ein etwas größeres Grundstück hier unten überlassen, so dass Sie mehr als ausreichend entschädigt würden.«

»Was wird aus der Strom- und Wärmeversorgung? Die muss ja verlegt werden.«

»Nein, Monsieur Bernheimer. Da können Sie beruhigt sein, das haben wir schon geprüft. Lediglich die Zuleitungen nach hier unten müssten verlegt werden. Selbstverständlich auf unsere Kosten und auch in besserer Ausführung als momentan vorhanden.«

»Hm, das hört sich natürlich nicht schlecht an. Trotzdem muss ich es mir genau überlegen. Denn ich habe gerne meine Ruhe. Und wenn der Verkehr ins Tal stark

zunimmt, wird davon nicht mehr viel übrig bleiben, von der Ruhe. Bis zur Straße sind es von hier nur hundert Meter. Da wäre vielleicht eine Mauer sehr hilfreich ...«
»Aber Monsieur Bernheimer, da bin ich mir fast sicher, dass die Präfektur Ihnen entgegen käme ...« Er grinst über beide Ohren. Dabei fällt mir auf, dass Guerlaine ein völlig unscheinbares Gesicht hat. Eines, das ich mir sicher nicht merken werde. Er trinkt den Milchkaffee in einem Zug aus und steht auf. »Der Milchkaffee war ausgezeichnet. Da muss ich Ihnen ein Kompliment machen. Dabei sind sie ja gar kein Franzose.«

»Monsieur Guerlaine, das habe ich natürlich geübt, bevor ich mich hier niedergelassen habe.« Er lacht und kommt um den Tisch herum.

»Ich muss leider wieder gehen. In einer Woche tagt der Ausschuss für Tourismusedwicklung und danach werde ich mich wieder melden. Da haben Sie überlegt und wir unser Angebot präzisiert.« Er reicht mir die Hand, ich schlage ein und werde überrascht von seinem festen Händedruck. Das traut man dem kleinen Mann gar nicht zu, vor allem nicht dem konturlosen Gesicht.

»Gut, dann hören wir bald wieder voneinander.« Ich weise ihm den Weg zur Haustür. Als er sie öffnet, fährt der Renault auf den Hof.

»Auf Wiedersehen, Monsieur Bernheimer.«

»Wiedersehen, Monsieur Guerlaine.«

Der Wagen steht mit dem Heck zu mir. Guerlaine öffnet die Beifahrertür und steigt ein. Die Person auf dem Fahrersitz erkenne ich nicht. Wenn es eine Fahrerin ist, trägt sie das Haar sehr kurz. Und sie ist zweifellos größer als Guerlaine. Schulterzuckend schließe ich die Tür und gehe wieder in die Küche. Im Abräumen sind sie alle nicht groß. Ich spüle die Tasse, stelle sie in den Geschirrkorb, dann fällt mein Blick auf die Nice-Matin. Doppelseite vier und fünf, das Foto meines Bruders.

Es ist Abend geworden. Kurz vor acht. Zeit, das Abendessen zuzubereiten. Die Straßenerweiterung geht mir durch den Kopf. Wenn sie im kleineren Nachbartal nur ein paar Häuser bauen, dann wird es mit dem Verkehr sicher nicht so schlimm werden. Aber dieses ‚*mehr erschließen*‘ bereitet mir Unbehagen. Ist es nicht schon immer so, dass Behörden stark untertreiben, wenn es um potentiell ungeliebte

Projekte geht? Ferienanlagen für tausende Menschen. Wochenendsilos für die arbeitsgeschwächte Bevölkerung von Nizza, Marseille oder Grenoble. Reisebusse, die sich der Wanderung der Aale gleich durch einen engen Kanal quetschen. Was für ein Alptraum! Andererseits ... wenn sie mich schon nach meinem Grundstück fragen, dann bin ich die billigere Alternative. Ansonsten gibt es nur die Möglichkeit, auf halber Höhe zwischen den Kehren, einen Tunnel zu bauen. Viel zu teuer. Da kann ich durchaus ein bisschen pokern und entschliefte mich, Guerlaine morgen anzurufen um ihn ein wenig zu quälen.

Nach dieser Entscheidung geht es mir wieder besser und ich widme mich dem Baguette. Der Länge nach aufgeschnitten, streiche ich die Olivenöl und Knoblauchpaste drauf. Es kommt für einige Minuten in den Herd. Aus Tomaten, Zwiebeln, Paprika und Bohnen bereite ich eine Gemüsebruschetta, verteile sie auf dem gerösteten Brot und schiebe es nochmal für fünf Minuten in den Ofen. Währenddessen gieße ich ein Glas Chateau La Louviere aus dem Dekantiergefäß in ein Glas und setze mich an den Küchentisch, trinke vorsichtig einen Schluck dieses wunderbaren Weines und schmatze genüsslich. Rechts liegt die Nice-Matin. Inzwischen etwas verfleckt vom Gemüse schneiden. Ich blättere zu der Doppelseite, auf der das große Foto meines Bruders abgebildet ist. Der dazugehörige Artikel ist überschrieben mit:

Präsident Meissner zu Besuch in Russland.

Alt ist er geworden, obwohl nur zwei Jahre jünger. Tatsächlich weiß ich nichts mehr über meinen Bruder. Alles Wissen sind Erinnerungen, das mit jedem vollendeten Lebensjahr mehr Lücken bekommt. Der Backofen summt, schaltet sich ab und ich ertappe mich dabei, es zu ignorieren, einfach sitzenzubleiben, um mich zu erinnern. Aber ich habe Hunger. Also stehe ich auf und nehme das Abendessen heraus. Vier der Baguettstücke lege ich auf einen Teller, dazu das Weinglas, dann gehe ich vors Haus auf die Holzbank. Blaue Stunde, die Sonne bereits hinter einem der westlichen Bergrücken verschwunden. Die Luft riecht nach Pinien, Kiefern und dem wilden Rosmarin, der hier in Unmengen wächst. Das Thermometer zeigt 26 Grad. Durchaus erträglich. Ich lehne mich zurück und genieße die Bruschetta.

Gegen zehn Uhr bin ich fertig, satt, und versuche die Erinnerungen wieder zu vergraben. Wie Luftblasen steigen sie auf, blubbern, ploppen in meine Realität, mitten hinein in diesen schönen Abend. Ich will sie nicht. Arbeit ist vielleicht die beste Ablenkung. Nachdem ich die Küche aufgeräumt habe, gehe ich hoch ins Arbeitszimmer und aktiviere die Computerkonsole. In der Arbeitsplatte steckt der Rechner. Eine kleine, flache Schachtel, die ich bei Bedarf gegen eine leistungsfähigere Komponente austauschen kann. Das Bild kann ich auf ein Tablet übertragen, wenn ich im Bett liegen will, um zu schreiben oder auf einen Holoschirm unten in der Küche. Bequemer geht es nicht und kein Vergleich zu meiner alten Kiste. Ein Druck auf den Schirm aktiviert das System. Ich wähle den Maileingang. Wie erwartet ist einiges an Arbeit eingetroffen. Ich suche kleinere Textstücke und beginne zu lektorieren.

Kurz nach Mitternacht werde ich müde. Zeit aufzuhören. Ein müder Lektor kann einem Text und damit einer Autorin oder einem Autor gegenüber nicht mehr gerecht sein. Er produziert Mist. Ich lese noch einmal den überarbeiteten Text durch und muss schmunzeln. Die erste Hälfte eines Kinderbuchs. Ritterhelden aus längst vergangenen Zeiten reiten gegen böse Waldmenschen, die immer und immer wieder die Felder der Bauern plündern. Klar, der König muss was tun. Also setzt er seine Ritter in Bewegung. Aber die Waldmenschen sind schnell und im Wald so gut wie nicht zu entdecken. Ärgerlicherweise gibt es auch noch einen Drachen, der die Arbeit der Ritter behindert, weil er seine Ruhe will. Bis dahin jedenfalls ist der Text ordentlich geschrieben und in sich logisch. Ich habe einige der Begriffe ausgetauscht, um ihn lesefreundlicher für die Kinder zu machen und manche der durcheinandergewirbelten Zeiten angepasst. Aber im Großen und Ganzen ein gutes Stück Text. Morgen werde ich mich um den zweiten Teil kümmern. Ich schalte den Computer aus, gehe hinunter, um abzuschließen. In der Küche entdecke ich die Reste des herrlichen Weines. Kurz nach halb eins. Gerade recht für einen letzten Schlummertrunk auf dem Balkon. Es ist immer noch warm, aber zuweilen kommt ein kühler Luftzug. Wohl schon Vorbote des nahenden Herbstes. Das Wetter hat sich radikal geändert in den letzten Jahren. Was die Franzosen früher Mistral nannten, diese kalte Polarluft, die zwischen Pyrenäen und

Alpen eingeeengt und beschleunigt wurde, gibt es nicht mehr. Zumindest fehlt ihr die Kälte. Hier oben in den Bergen ist es zum Aushalten mit der Hitze. Trotz allem bin ich froh, dieses Haus zu haben, denn die Hitze wird langsam zu einer Dauereinrichtung. Das sollte mich mit 66 Jahren aber nicht mehr lange beschäftigen ...

Ich lege die Füße auf den Tisch, genieße den Wein in kleinen Schlucken. Was für ein ausgezeichneter Jahrgang und welcher talentierter Kellermeister. Viele der kleinen Winzer haben aufgegeben, weil die Böden zu trocken sind. Besonders im Languedoc ist die Lage schrecklich. Und wenn es regnet, dann kommt das Wasser schlagartig in rauen Mengen, der Boden kann gar nicht alles aufnehmen. Zwischen diesen Gedanken huschen Schatten vor meinem Balkon vorbei. Fledermäuse. Wunderschöne Tiere, aber so selten geworden. Es ist ihre Nacht und für mich Zeit ins Bett zu gehen.

Freitag, 31.07.2037

Kein Vogelgezwitscher. Warum nicht? Schon wieder habe ich verschlafen. Heute empfinde ich es jedoch als nicht so schlimm. Meine Vorräte sind aufgefüllt, das Wochenende kann kommen. Und Arbeit gibt es genug. Trotzdem denke ich an das fehlende Zirpen und Trällern. Vielleicht war es da und ich hab es einfach nicht gehört. In meinem Alter ist mit Ausfällen zu rechnen, das weiß jeder Mensch. Mein Gehör war Zeit meines Lebens außerordentlich gut gewesen. Eine feste Größe, auf die ich mich immer verlassen konnte. Ich erwäge einen Arztbesuch in der nächsten Woche. Leicht beunruhigt gehe ich ins Bad und stelle mich unter die Dusche. Das lauwarme Wasser bringt andere Gedanken. Heute morgen will ich unbedingt den Kinderbuchtext fertig bekommen, um dann vielleicht noch ein zweites Manuskript zu beginnen. Außerdem wird es Zeit, mich um meine Kurzgeschichtensammlung zu kümmern, die fertig layoutet ist. Ich stelle das Wasser ab, steige aus der Dusche und schaue in den Spiegel. Rasieren? Nein, keine Lust. Also abtrocknen und anziehen. Dabei fällt mir auf, dass keine gebügelt Hemden mehr im Schrank liegen. Es gibt lästige Dinge in dieser Welt und bügeln gehört eindeutig dazu. Ich öffne das Fenster und gehe runter in die Küche.

Mit einem Druck auf den kleinen Schirm aktiviere ich die Nachrichtenkonsole in der Wand, die Feeds trudeln ein. Wenig Interessantes dabei. Nachrichten aus meiner alten Heimat. Ich schalte ab und mache Milchkaffee. Guerlaine kommt mir in den Sinn. Den werde ich heute Morgen anrufen. Vielleicht lässt sich ja ein wenig mehr aus der Sache herausholen. Zum Beispiel denke ich da an einen zweiten Frischwasserbrunnen Richtung Talausgang. Links und rechts des Grundstücks ist niederes Buschwerk, kleinere Bäume und ein paar Pinien. Davon kann ich getrost etwas abgeben. Ein zweiter Brunnen hingegen ist Gold wert. Ich schlürfe einen Schluck Milchkaffee, schalte den Kommunikator ein. Die wunderschön samtene Stimme begrüßt mich und teilt mit, dass heute Freitag der 31. Juli 2037 ist und sich die EU-Region Ligurien-Alpes-de-Haute-Provence auf 38 Grad Tagestemperatur freuen kann. Hurra. Ein ganzer Tag im Haus.

Ich sage *Operator* ins Mikro. Der kleine Bildschirm wird hell. Eine gut aussehende Computerdame fragt nach meinem Verbindungsziel. Die Präfektur in Digne-les-Bains. Sie bedankt sich und verbindet mich mit der Präfektur. Die bestätigt die Verbindungsanfrage und eine echte Dame schaut freundlich in die Kamera. Ein paar ihrer Haare bewegen sich. Klimaanlage.

»Guten Tag, Monsieur. Ich bin Madame Reynaud. Was kann ich für Sie tun?«

»Ebenfalls einen guten Tag, Madame Reynaud. Gestern war jemand von der Präfektur bei mir, um über einen Grundstückskauf zu reden, weil die Präfektur dort eine Straße verbreitern möchte. Der Mann heißt Guerlaine. Ich würde ihn gerne sprechen.«

»Wie ist ihr Name?«

»Bernheimer.«

»Einen Moment, Monsieur Bernheimer.« Sie verschwindet vom Monitor und das Wappen des Départements erscheint, eine Musik in Dauerschleife im Hintergrund. Die Melodie kommt mir bekannt vor ... irgendein Schlager vielleicht. Furchtbar. Madame Reynaud schaut mich unvermittelt wieder an. »Tut mir leid, Monsieur Bernheimer, aber einen Monsieur Guerlaine haben wir nicht in der Präfektur. Wo wohnen Sie denn?«

»In Le Bourguet, südlich von Castellane. Rue Brenon, Nummer 18.«

»Einen Moment ...« Wieder ist sie weg. Ich bin verwirrt, beschließe aber abzuwarten. Vielleicht nur ein derart neues Projekt, dass es sich noch nicht bis in alle Abteilungen herumgesprochen hat. Behörden ... die linke Hand weiß nicht was die rechte Hand tut. Madame Reynaud taucht wieder auf, kratzt sich den Scheitel und schaut zerknirscht. »Von welcher Abteilung war denn dieser Monsieur Guerlaine?«, will sie wissen.

»Er nannte die Abteilung Tourismusentwicklung.«

»Moment, Monsieur, ich stelle Sie zu Monsieur Canard durch, den Abteilungsleiter. Wiedersehen, Monsieur Bernheimer, vielen Dank für Ihren Anruf.«

»Ja, auf Wieder...« Sie ist schon weg. Stattdessen schaue ich auf das unfreundlich wirkende Gesicht dieses gewissen Monsieur Canard.

»Monsieur Bernheimer, was haben Sie denn da für eine Geschichte auf Lager?«, fragt mich das unfreundliche Gesicht in einem weitaus unfreundlicheren Ton. Als hätte ich ihn bei seiner wichtigsten Arbeit gestört.

»Also, Monsieur Canard, ich entschuldige mich vielmals für die Störung, aber gestern war ein Herr bei mir. Ein Monsieur Guerlaine. Er hatte einen Dienstwagen samt Fahrerin. Ich bat ihn herein und er fragte mich, ob ich bereit wäre, ein Stück Land oben am Pass zum Nachbartal abzugeben. Im Gegenzug würde ich hier unten etwas dazubekommen.«

»Für was sollen Sie denn das Stück Land abgeben?«

»Für die Verbreiterung der Straße, so dass auch größere Fahrzeuge im Gegenverkehr gut passieren können.« Canard schweigt und starrt mich an. Als müsste er überlegen, ob ich ihn in großem Stil veräppeln wollte oder nicht. Auf seinem Gesicht zeigen sich plötzlich tiefe Falten. Er hebt den Finger und beginnt ihn hin und her zu schwenken.

»Monsieur Bernheimer ... ich gehe mal davon aus, dass diese Geschichte die Wahrheit ist, denn sonst würde ich ärgerlich werden ob dieser Zeitverschwendung«, er holt Luft. »Wir haben keine Abteilung für Tourismusentwicklung. Wir haben keinen Monsieur Guerlaine, wir planen keine Verbreiterung irgendeiner Straße in und um Ihren Wohnort, und Dienstfahrzeug mit Chauffeur steht nur dem Präfekt zu.« Wir fixieren uns für zwei Sekunden.

»Ja, das versteh ich aber wirklich nicht. Wer war denn dann der Mann?«

Canard drehte die Handflächen nach oben. »Tja, Monsieur, ein Spinner vielleicht? Möglicherweise ein privater Investor, der mal abklopfen wollte, was in der Gegend geht und was nicht? Wer weiß das schon. Wir jedenfalls nicht. Ich wünsche einen guten Tag«, spricht und beendet die Verbindung.

Ich schaue noch eine kurze Zeit auf das Display, schalte das Gerät aus und überlege hin und her ... privater Investor, das ist ja durchaus eine Möglichkeit. Da kann mir ja eigentlich jeder alles erzählen. Ich hätte mir den Dienstaussweis zeigen lassen sollen, ich Idiot. Na ja, er wird vielleicht wiederkommen, dann werde ich ihm die Meinung geigen. Unglaublich, was einem alles so passieren kann. Mit einem großen Zug leere ich den Milchkaffee und entschieße mich zu arbeiten.

Kurz nach zwei kommt eine bleierne Müdigkeit, ich gähne ausgiebig, stehe auf und drücke das Kreuz durch. Das lange Sitzen ist doch schon recht anstrengend für mein in die Jahre gekommenes Rückgrat. Obwohl ich nie ernsthafte Schwierigkeiten damit hatte, komme ich nicht umhin, es ein wenig zu schonen. Ich gehe hinunter in die Küche und als ich beiläufig auf den Kommunikator schaue, fällt mir wieder Madame Colombier ein. Spontan stelle ich eine Verbindung her. Es dauert etwas, bis sie antwortet, aber dann sehe ich ihr Gesicht auf dem kleinen Monitor. Offenbar hat sie Schwierigkeiten mich zu erkennen.

»Ja, bitte? Wer ist denn da?«

»Ich bin es, Monsieur Bernheimer.«

»Oh, Monsieur Bernheimer. Das ist aber eine Überraschung. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Madame Colombier, ich möchte Sie zu einem Flammkuchenessen einladen. Hier bei mir. Wäre Ihnen der Samstagabend genehm?« Sie ist für einen Augenblick still und dreht kurz ihr Gesicht weg. Als wären wir beide noch Teenager und sie müsste sich erst umdrehen, um ihren Vater zu fragen.

»Das kommt jetzt aber sehr überraschend. Sie wollen mich doch nicht verführen?«

»Nur zu einem Flammkuchen.« Sie legt den Kopf schräg und lächelt.

»Ich glaube, ich muss mal bei Gelegenheit mit meinem Mann reden. Er hat sich wirklich getäuscht in den Deutschen. Ich werde also bei Ihnen Flammkuchen essen, aber wie komme ich zu Ihnen raus?«

»Wie das mit den Deutschen ist, weiß ich nicht genau, in meinem Fall bin ich mir jedoch sicher. Natürlich hole ich Sie ab. Das ist doch selbstverständlich. Und abends werde ich Sie wieder gesund nach Hause bringen.«

»Wann kommen Sie?«

»Ich würde sagen, um sechs Uhr morgen Abend.«

»Das ist mir recht.«

»Prima, Madame Colombier. Ich freue mich. Bis morgen also.«

»Bis morgen, Monsieur Bernheimer. Und vielen Dank.« Sie schaltet ab. Mein erstes Treffen mit einer Dame seit ... verflixt, es fällt mir nicht ein. Aber meine Freude ist groß. Nicht nur, dass ich mal wieder Flammkuchen machen werde, plötzlich ist da ein lange unterdrückter Wunsch nach etwas Geselligkeit, nach einem Gespräch. Die Dialoge in meinen Geschichten sind gut, begeistern mich, doch letztlich ist es nur mein zweites Ich, mit dem ich diskutiere. Zwischen den Alltäglichkeiten jahraus, jahrein ist mir wohl gar nicht aufgefallen, dass Worte eines Gegenübers eine Wohltat sein können – wenn es denn ein kluger Mensch ist. Im Kopf gehe ich die in meiner Speisekammer gelagerten Zutaten durch und bin mir sicher, für alle Eventualitäten gerüstet zu sein.

Seltsamerweise denke ich kurz an Guerlaine, das konturlose Gesicht. Der Kerl hat mir ein Märchen aufgetischt, mich für dumm verkauft. Ich rufe spontan den Operator an, lasse mir Telefonnummern und Adressen aller Guerlaines im Umkreis von 100 Kilometern an meinen Maileingang schicken. Vielleicht kann ich anhand der beigefügten Berufsbezeichnungen etwas finden, ihn ausfindig machen. Doch jetzt kommt erst das Frühstück, ein Milchkaffee, die restlichen Bruschettas von gestern Abend. Als ich mich zum Kaffeeautomat umdrehe, höre ich ein Fahrzeug kommen, gleich darauf quietschende Bremsen. Die Post. Nur die besitzt ein so altes Auto. Ich öffne und eine Wand aus Hitze drängt sich mir entgegen. Der Mann von der Post trägt zwei Pakete und kommt zügig zum Eingang. »Kommen Sie rein. Hier ist es schön kühl.«

Er marschiert in die Küche, murmelt ein Hallo im Vorbeigehen. Ich folge dem penetranten Schweißgeruch. Die Pakete liegen bereits auf dem Küchentisch, der Zusteller sitzt auf einem Stuhl und zieht den Scanner über die Paketmarken. »Möchten Sie etwas trinken? Bei dieser Hitze muss man viel trinken, zumal in ihrem Beruf.«

»Ja, gerne, vielleicht ein Glas kaltes Wasser.«

»Kommt sofort.«

Ich fülle ein großes Glas und stelle es auf den Tisch. Neugierig schaue ich dabei auf den Adressaufkleber des einen Paketes. Es ist die Bettwäsche. Der Zusteller trinkt das Wasser in einem Zug aus und hält mir den Scanner unter die Nase. »Bitte ihren Fingerabdruck.« Ich drücke den Daumen auf das Glas. Die Echtheit wird bestätigt. »Vielen Dank. Auch für das Wasser.« Er steht auf. »Ich muss weiter. Die Karre ist noch fast voll. Und hier draußen braucht man ewig.«

Aus der Hosentasche angle ich einen Zehn-Euro-Schein. »Hier. Für die Mühe.«

»Oh, vielen Dank, Monsieur Bernheimer. Das ist sehr freundlich.« Er verabschiedet sich überschwänglich und ist wieder weg.

Über der Arbeit am zweiten Manuskript ist es Abend geworden. Ein Band bestehend aus Kurzgeschichten, die von einem alten Mann handelten, der die Zeit des Mauerfalls 1989 und der Wiedervereinigung Deutschlands im Jahre 1990 als seinen Lebenshöhepunkt kurz vor seinem Tod erlebte. Nicht gerade ein Meisterwerk der Literatur, aber der Verlag hat es angenommen. Sie wollen ein Hörbuch und parallel ein 3D-Holo für den Geschichtsunterricht daraus machen. Ich feile an mancher Formulierung, aber die Sprache des Autors ist insgesamt zu schlecht, als dass große Änderungen nicht aufgefallen wären. Mein Blick wandert auf das Symbol einer analogen Uhr, das auf dem Bildschirm abgebildet ist. Kurz vor zehn. Ich tippe mit dem Zeigefinger auf den Maileingang, spreche einen kurzen Text für den Verlag in die Datei, hänge sie an und schicke es nach Berlin. Gutes Geld für leichte Arbeit. Es wird mal wieder Zeit für etwas Anspruchsvolles. Der Mailclient leuchtet für den Bruchteil einer Sekunde orange auf und teilt mit, dass die abgeschickte Nachricht wieder zurückgekommen ist. Empfänger unbekannt. Empfänger unbekannt? Was für ein Blödsinn.

»Aumann-Verlag, Berlin«, spreche ich ins Mikro. Die Verbindung wird aufgebaut. Wie erwartet ist niemand mehr da. Eine schmeichelnde Frauenstimme erzählt mir, wann die Bürozeiten sind und kann gerne eine Nachricht von mir für Herrn Aumann speichern, die sie ihm freundlicher Weise am nächsten Tag übermitteln würde. »Guten Abend, Richard. Ich bin es, Frank. Gerade wollte ich eine Mail mit einer Korrektur senden. Sie kam zurück mit dem Vermerk, dass der Empfänger unbekannt sei. Vielleicht stimmt was mit eurem Mailserver nicht. Schaut doch mal nach. Grüße aus dem warmen Süden.« Mit dem Finger schiebe ich das Symbol zum Bildschirmrand. Noch ein Versuch. Sie geht anstandslos durch. Mit einem Fingertipp schalte ich den Computer aus und gehe für einen Schlummertrunk hinunter in die Küche.

Als ich unten bin, kommt es mir vor, als hätte ich kurz ein Rascheln oder etwas ähnliches gehört. Unwillkürlich taste ich nach dem Lichtschalter, aktiviere das Flurlicht. Niemand da. Natürlich nicht. In der Küche ist es stockdunkel. Als ich den Schalter umlege, erstarre ich vor Schreck. Mir wird urplötzlich so heiß, dass ich einen Schweißausbruch bekomme. Mein Herz pocht. Dem Mann am Küchentisch wird das nicht entgehen. Er hat weiße Handschuhe an und eine unsagbar dämliche Mütze auf dem Kopf.

»Guten Abend, Monsieur Bernheimer. Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen diesen Schrecken einjage.« Er kommt mir bekannt vor, hatte ihn vor kurzem noch gesehen, aber wo? Zumindest macht er nicht den Eindruck eines profanen Diebes.

»Wie sind Sie hier reingekommen?«

»Durch die Tür.«

»Die Tür ist verschlossen.«

»Und das ist sie auch wieder.«

»Ich kenne Sie doch?«

»Aber ja, wir haben heute telefoniert. Erinnern Sie sich? Monsieur Canard von der Präfektur.« Tatsächlich! Der Klumpen in meinem Hals löst sich. Ein Mitarbeiter der Präfektur ist sicher kein böser Mensch.

»Schön, Monsieur Canard, Sie sind in mein Haus eingedrungen, haben nicht die Klingel benutzt, mit irgendwelchen nicht legalen Werkzeugen die Tür geöffnet ... was hindert mich daran, die Gendarmerie zu rufen?«

»Ich hoffe, meine Erklärung, die ich für Sie habe.«

»Sind Sie im Nebenberuf Auftragskiller oder so was? Handschuhe aus der Requisite und eine Mütze, die – mit Verlaub – ziemlich dämlich aussieht.« Mit dem rechten Fuß ziehe ich einen Stuhl unter dem Tisch hervor und setze mich.

»Lassen Sie mich einfach erzählen.«

»Na gut, da bin ich mal gespannt. Das muss eine gute Erklärung sein.« Canard setzt sich aufrecht hin, rückt den Stuhl an den Tisch und legt beide Unterarme auf die Tischplatte. Mit seiner rechten Hand nimmt er sich den Flaschenkorken, den ich heute Morgen habe liegenlassen und dreht ihn zwischen seinen Fingern. Für einen kurzen Moment hat es den Anschein als sammle er seine Gedanken sammeln, um einen sinnvollen Anfang zu finden. Als Schriftsteller kennt man das. Also lehne ich mich gespannt zurück.

»Monsieur Bernheimer oder soll ich Sie mit ‚*Johannes Meissner*‘ anreden?«

Ruckartig richte ich mich auf. Da ist das Gefühl einer Hand um meine Kehle.

»Woher ...« Canard deutet an, dass ich still sein soll.

»Sie kommen am 18. August 1971 in Köln auf die Welt. Ihr Vater, Walter Meissner, Angestellter und Alkoholiker, verstirbt 1989 mit vierzig Jahren sehr früh an einer Embolie. Sie sind bei seinem Tod achtzehn Jahre alt. Ihre Mutter, Carola Meissner, geborene Wilhelmi, folgt ihrem Vater zehn Jahre später. Tod durch Hirnschlag. Ist das soweit richtig?« Er sieht mich an. Canard weiß um die Wirkung seiner Worte. So viel ist klar. Nur deshalb macht er die Pause. Bei seinem Wissensstand benötigt er keine Bestätigung meinerseits. Vor allem weiß er, dass diese Dinge weit zurückliegen und ich sie aus meinem Kopf gestrichen habe. Sein Blick verrät es mir. Ich nicke nur leicht. »Ihr Vater ist kein Vater, wie man ihn sich wünscht. Dem Alkohol zugeneigt, kaum Fürsorge der Familie gegenüber, ein Mensch mit deutlichen Defiziten.« Wieder macht er eine längere Pause, dreht den Flaschenkorken und sieht mich unentwegt an. Ich bleibe still. Nicht, weil ich so abgebrüht bin, sondern hier offenbar jemand mein Leben aufgerollt hat. Ein

unscheinbarer Abteilungsleiter einer mittelgroßen Präfektur? Lächerlich! Das ist das Unglaubliche daran. Wer ist dieser Kerl wirklich?

»Wer sind sie, Monsieur Canard? Erzählen Sie mir nichts von wegen Abteilungsleiter in der Präfektur.«

»Ich bin in der Tat Abteilungsleiter bei der Präfektur in Digne-les-Bains. Das können Sie ruhig glauben. Die Frage ist: Was bin ich zudem noch? Und eine weitere Frage ist: Vertrauen Sie mir?«

»Ich habe keine Ahnung, ob ich Ihnen vertrauen kann oder was auch immer.«

»Es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, Monsieur Bernheimer, da Sie nun in unser Wissen eingeweiht werden. Damit lassen wir Sie eine Schwelle übertreten. Eine Schwelle, die Sie selbst schon lange nicht mehr übertreten haben. Es sei denn, sie fordern mich jetzt auf zu gehen.«

»Sie haben mich ja nun angefixt ...«, ich überlege einen Moment. »Was wäre, wenn ich Sie auffordern würde zu gehen?«

»Ich würde gehen. Allerdings wissen Sie ab jetzt, dass ich nicht nur ein Abteilungsleiter in der Präfektur bin. Damit sind Sie für uns verbrannt.«

»Verbrannt? Also nutzlos?«

»So ist es.«

»Ich vermute, das wäre für mich von Nachteil?«

Canard dreht am Korke und schaut zum Fenster hinaus. Eine ausreichende Antwort. »Kann ich ein Glas Wasser haben?« Ich schüttele verwundert den Kopf, stehe auf, stelle Glas und eine Karaffe Wasser auf den Tisch. Er schenkt sich ein und genießt einen großen Schluck. »Danke für das Wasser. Wenn Sie erlauben, Monsieur Bernheimer, dann mache ich weiter.«

»Bitte sehr. Ich bin ganz Ohr.«

Canard legt den Korke weg und schlägt die Beine übereinander. »Das Leben ihrer Familie ist unstet. Sie ziehen von A nach B nach C und Ihre schulische Karriere ist ein Desaster. Probleme mit Autorität. Das haben Sie auch heute noch. Sie sind nicht gesellschaftsfähig, ein Eigenbrötler, Einzelgänger, ein Querulant. Man kann sie nur lieben oder hassen. Dazwischen gibt es nichts. Ihnen ist es recht.«

Ich ziehe die Unterlippe hoch und zucke mit den Schultern, stehe auf und hole ein zweites Glas. Aber ich fülle vom Rotwein ein. Aus dem Hängeschränk über der

Küchenzeile nehme ich zwei Tüten Erdnüsse, reiße beide auf und lasse den Inhalt in zwei Schüsseln kullern. »Hier, Monsieur Canard. Man soll mir ja nicht nachsagen, ich wäre ein schlechter Gastgeber.«

»Danke, nein. Ich habe ein Nussallergie.«

»Das macht Sie ja fast schon menschlich.«

»Sie haben ein falsches Bild von mir. Ich kann es Ihnen aber nicht verdenken.«

»Ich habe überhaupt kein Bild von Ihnen. Das ist das Problem. Ich weiß immer noch nicht, was Sie wollen.« Er sieht mich an, als wollte er mich hypnotisieren. Eine Handvoll Erdnüsse verschwindet in meinem Mund.

»Sie waren verheiratet, Monsieur Bernheimer. Aber Ihre Frau stirbt bei einem Autounfall, den Sie, schwer alkoholisiert, verursacht haben, was aber nur das Ende einer sowieso schon kaputten Ehe ist, nicht wahr?« Die Erdnüsse sind gut, denke ich und versuche mir vorzustellen, wie ich diesen Kerl aus dem Haus jage. »Ihr Sohn hat Ihnen das übrigens nie verziehen, Monsieur Bernheimer ... oder soll ich ab jetzt Monsieur Meissner sagen?«

Ich denke an das große Messer. Ist dieser Canard schneller als ich? Wo könnte ich den toten Körper ablegen? Hinten, in der großen Kühltruhe ... weiß jemand, dass er hier ist? Canard beugt sich über den Tisch, schiebt das Glas auf Seite.

»Lieben Sie Ihren Sohn, Monsieur Meissner?«

Für mein Alter geht es überraschend zügig. Das muss die Wut sein. Aufspringen, der Stuhl kippt um, schon bin ich neben diesem Kerl ... und spüre den kühlen Lauf einer Waffe an meinem Nabel. Er sieht mich von unten an mit einem schmallippigen Lächeln. »Sind Sie deshalb in die Isolation, weil Sie schnell die Beherrschung verlieren?«, fragt er leise. »Setzen Sie sich bitte wieder«, fordert Canard mich auf. Die Waffe ist wieder verschwunden. Im Hosenbund? Also wieder hinsetzen ...

»Ihr Sohn ist für uns nicht von Interesse. Ihr Bruder durchaus.«

»Ich habe keinen Bruder«, erwidere ich harsch. Diese Monstrosität mir gegenüber kennt offenbar jede noch so kleine Schwachstelle, als wäre Siegfried im Blätterregen des Herbstes ins Drachenblut gestiegen. Er deutet auf die Nice-Matin, die immer noch auf dem Tisch liegt.

»Sie sind bockig. Doch, haben Sie. Leander Meissner. Der zweite Präsident der Europäischen Union. Gewählt am 30. Januar 2033. Und in dieser Zeitung ist ein nettes Foto abgebildet. Haben Sie sie deshalb gekauft?«

Ich seufze ausgiebig. »Ich habe die Zeitung gekauft, weil ich ab und zu gerne Zeitung lese. Es gibt ja nicht mehr sehr viele in diesen modernen Zeiten. Und ich bin ein Relikt, wie Sie ja sicher wissen.«

»Das glaube ich Ihnen sogar.« Er trinkt langsam zwei, drei Schluck von meinem guten Brunnenwasser und stellt das Glas wieder ab. »Im Jahre 2015 wird in Deutschland, Frankreich, Italien und Polen die Abendländische Erneuerung gegründet. Eine christlich-konservative Partei. Sechs Jahre später ist Ihr Bruder Vorsitzender dieser Partei, die es inzwischen in jedem EU-Land gibt und zwar nicht die Mehrheit in Straßburg hat, aber größte Fraktion ist, ohne«, Canard hebt den Finger und zeigt fast so etwas wie Erregung, »ohne dass sie mit anderen Fraktionen koalieren muss.«

»Ja, und?«

»Der erste Präsident, Albért Bunuel, kann nur Präsident werden, weil sich alle anderen Fraktionen zusammenschließen. Nur der rechte und linke Rand sind dagegen.«

»Erzählen Sie mir was Neues.«

Er setzt sich aufrecht. »Und jetzt beginnt die Geschichte interessant zu werden. Ihre Geschichte und die Ihres Bruders.«

Ich muss einfach gähnen. Es ist schon spät. Canard nimmt mir das wohl übel. Er sieht mich irritiert an, dann mit einer gewissen Abneigung. »Monsieur Canard, ich bin keine zwanzig mehr und müde. Erzählen Sie, was an der Geschichte so interessant ist, damit ich ins Bett kann.«

»Monsieur Meissner, in meinen Augen ist das vertane Zeit, was ich hier tue. Ich wurde jedoch angehalten, den Kontakt zu Ihnen aufzunehmen. Also führe ich die Anweisung aus. Dummerweise haben Sie zuerst den Kontakt zu mir aufgenommen, so wurde unser Anliegen zeitlich nach vorne verlegt.« Ein wenig kann ich die Müdigkeit in die Ecke schieben. So war das also.

»Wollen Sie mir nicht endlich erzählen, wen Sie mit Wir meinen? Von welchem Verein kommen Sie? Das würde mir die Sache wesentlich vereinfachen.« Canard spielt mit dem Korken. Dann trinkt er das Glas aus, schenkt sich nach und lehnt sich zurück. Sein Blick ist entschlossen.

»Sie müssen nur wissen, dass es Widerstand gibt gegen das, was Ihr Bruder tut oder vorhat.«

»Widerstand? Was hat mein Bruder denn getan?« Canard schüttelt den Kopf und seufzt lautstark.

»Wann haben Sie das letzte Mal mit ihm geredet?«

»Keine Ahnung, vor Ewigkeiten. Was hat das damit zu tun?«

»Warum haben Sie den Kontakt zu ihm abgebrochen?« Canard lässt nicht locker.

»Herrje! Das wissen Sie doch sicherlich! Ich meine, Sie wissen ja wohl alles über mich ... weil er zu den Evangelikalen übergetreten ist, verblendet auf seiner ewigen Suche nach einem Sinn des Lebens.« Ich winke ab und greife eine Handvoll Erdnüsse. »Das hat mich aber am Ende nicht mehr interessiert! Wie der ganze Rest ...« Schweigend versuche ich die Erdnüsse zu zählen, komme aber draus.

»Widerstand ... das hört sich ziemlich hochtrabend an«, ätze ich. »Warum haben Sie mich nicht einfach besucht und schicken stattdessen diesen schmierigen Waschlappen Guerlaine ...«

Canard bewegt den Zeigefinger hin und her. »Guerlaine, oder wie immer er heißen mag, ist nicht von uns. Ihr Bruder hat ihn geschickt.« Es reißt mich wieder vom Stuhl. Eine Kraft von irgendwo lässt mich aufstehen. Ohne nachzudenken, gehe ich aus dem Haus, setze mich auf die Bank. Mein Bruder hat dieses Stück Seife geschickt? Was ist das für ein Film? Canard tritt aus dem Haus, das Glas in der Hand, gähnt ausgiebig und nimmt neben mir Platz.

»Ihr Bruder weiß, dass wir mit Ihnen Kontakt aufnehmen wollen.«

Ich fühle mich leer. Als hätte der Mond die Erde verlassen. In was rutsche ich da hinein? »Ich will jetzt wissen, was Sie von mir wollen.«

»Sie sollen ihren Bruder für uns töten.«

»Ich soll was?!«

Canard antwortet nicht. Wir sitzen eine lange Zeit nebeneinander auf der Bank und schweigen. Ich weiß nicht, was sagen und habe nicht mehr das Gefühl in

meiner bisherigen Wirklichkeit zu sein. In der letzten Stunde hat man mich mehr als einmal in siedendes Wasser getaucht und dann mit Eiswasser übergossen. Ich friere plötzlich, die Füße werden kalt und beginnen zu schmerzen. Bei 27 Grad Außentemperatur kurz nach 23 Uhr ist das schon seltsam. Meinen Bruder töten ... was für ein Blödsinn. Dann kommt mir ein Gedanke.

»Sie sagten, Guerlaine wäre durch meinen Bruder geschickt worden. Das halte ich für unmöglich. Denn die Wahrscheinlichkeit, dass ich bei der Präfektur nachfrage, müssen die Unbekannten ja eingeplant haben. Damit fliegt der Schwindel ja auf.«

»Ein guter Einwand, aber irrelevant, weil sie natürlich nach uns suchen. Wer damit rechnet, dass Sie bei der Präfektur nachhaken und wissen will, ob Guerlaines Angebot der Wahrheit entspricht, schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe. Erstens nimmt er Kontakt auf zu Ihnen und zweitens erfährt er, wer in der Präfektur für den Widerstand arbeitet. Dieser Plan hat dank Ihnen funktioniert.«

Ich bin entsetzt. »Das heißt, ich bin blindlings in diese Falle getappt und nun sind Sie dank mir aufgefliegen?!« Im Halbdunkel kann ich Canards Augen nur schwer erkennen. Sie leuchten nicht, der Blick ist matt, fast schwarz. Aber er sieht mich an.

»Ich bin Ihnen nicht böse, Monsieur Meissner. In dieser Angelegenheit stand die Logik der Ereignisse schon vorher fest.« Jetzt empfinde ich fast so etwas wie Mitleid für ihn.

»Sie sind verbrannt, Canard, wie man so sagt.«

»In der Tat ...«

Das Licht im Unterstand meines Wagens flackert ein paar Mal. Ich muss es ersetzen, denke ich und weiß, dass ich mich ablenken will, weg vom letzten Punkt von Canards Besuch. Es bleibt die alles entscheidende Frage. »Was für einen Grund sollte es für mich geben, ihre Forderung umzusetzen?« Canard steht auf. Mit der Fußspitze zeichnet er einen Ring in den feinen Kies. Das Ende seines Vortrages kommt näher.

»Wir haben ein Ziel: Ihren Bruder. Und Sie haben ein Ziel: Ihren Sohn retten ...«

»Meinen Sohn retten? Was hat er damit zu tun? Ich weiß nicht mal, wo er lebt ...«

»Bei Ihrem Bruder. Er ist verheiratet, wird bald Vater und Leander Meissner vereinnahmt ihn mehr und mehr. Wenn Ihnen etwas an Ihrem Sohn, an der Zukunft Ihres Enkelkindes liegt, müssen Sie handeln!«

Die Kraft verlässt mich. Ich sehe sie förmlich davonschwimmen. Wie ein seniler Greis knicke ich ein, beuge den Oberkörper nach vorne. Gestern war mein einziges Problem das Essen zu planen für Madame Colombiers Besuch. Canard legt eine Hand auf meinen Rücken. Ich zähle die Kieselsteine, gebe auf und strecke mich. Er nimmt die Hand zurück und stellt sich vor die Bank, drei Schritte entfernt. Das Gesicht zum Haus. Spärliches Licht aus der Küche bräunt seine blasse Haut. »Warum wollen Sie ihn beseitigen? Was hat er denn getan? Und warum ich?«

Er lacht künstlich, fast als begreife er nicht, wieso jemand überhaupt diese Fragen stellt. Das weiß doch jedes Kind ... nein, ich weiß es nicht ... vielleicht. Vielleicht weiß nur ich es nicht. »Sie leben wirklich nicht mehr in dieser Welt, was, Monsieur Meissner? Sie essen, trinken, können sich das Meiste leisten, haben ein bequemes, gekühltes Haus, stehen auf, wann Sie wollen ...« Ich glaube, er wird wütend, ungehalten über meine Naivität, schwenkt den Arm und deutet mit der Hand auf das Gebäude. »Sie haben es sich bequem gemacht in der Isolation und spucken auf die Welt, die Menschen um sie herum. Das geht Sie alles nichts mehr an. Sie sind ein Feigling ...«

»Vielleicht bin ich ein Feigling«, falle ich Canard ins Wort, »aber sicherlich kein Auftragsmörder.« Er schweigt und greift in die Hosentasche. Ich denke an eine Waffe, ein Messer. Es ist nur ein Stick, der da in seiner Hand liegt.

»Nehmen Sie das und spielen Sie die Software auf ihren Rechner. Das eine oder andere Mal werden Sie bemerken oder schon bemerkt haben, dass der Mailverkehr nicht richtig funktioniert, das Netz einen kleinen Hänger hat, Dinge, die nur kurz auffallen und gleich wieder im Alltag verschwinden. Nichts, worüber man sich Sorgen machen muss. Aber genau darüber sollten Sie sich Sorgen machen. Ihr Bruder ist schon bei Ihnen, Monsieur Meissner. Diese Software und die Anleitung darauf lesen Sie bitte genau durch. Prägen Sie es sich ein. Danach versenken Sie den Datenträger in Essig. Es wird nichts mehr von ihm übrig bleiben.« Mailverkehr, der nicht korrekt funktioniert? Ich nehme Canard den Stick

ab. »Ich werde jetzt gehen. Sie sehen mich nicht wieder. Ein anderer aus unserer Organisation wird sich bei Ihnen melden. Das Glas nehme ich mit.«

»Das Glas? Warum?«

»Sie könnten vergessen, es zu spülen. Schon bald rechnen wir wieder mit Besuch bei Ihnen. Alles was uns verrät, ist beiseitezuschaffen.«

»Ich könnte Sie verraten.«

»Das glaube ich nicht. Es wäre sinnlos. Welchem Zweck sollte ein Verrat dienen? Denken Sie lieber über Ihr Leben nach. Schauen Sie in die Vergangenheit, auf Ihren Sohn und vor allem: Beenden Sie ihre Isolation!« Er dreht sich um und geht ins Dunkel. Die hundert Meter zur Straße. Gibt es da jemanden, der auf ihn wartet? Dem er Bericht erstatten muss? Aus einem plötzlichen Impuls heraus will ich hinter ihm her und nachsehen, wohin er verschwindet. Ich lasse es bleiben. Wofür auch? Seine Drohung gibt mir zu denken. Nein, keine ausgesprochene Drohung. Nur das Schweigen auf meine Frage. Ich weiß nun, dass es diesen Widerstand gibt. Ich bin ein Mitwisser. Hier, in meinem wunderbaren Häuschen, in einer Gegend, für die ich schon immer eine besondere Art der Zuneigung empfand, ein Gefühl von Heimat. Fast wie eine Romanze. Das will ich mir nicht zerstören lassen. Was bleibt mir übrig? Da rollt ein Tsunami auf mich zu und ich kann ihn noch nicht sehen. Aber ich bin eindeutig sein Ziel. Vom nahen Le Bourguet höre ich die Kirchturmuhre Mitternacht schlagen. Wirklich Zeit ins Bett zu gehen. Schließlich kommt Madame Colombier.

Kapitel 2

Für immer

Samstag, 1. August 2037

Im Schlafzimmer schließe ich den Rollladen, lasse die Kleider dort liegen, wo ich sie ausziehe und spüre einen Sog aus Erinnerungen kommen. Soll ich noch lektorieren? Oder Musik hören? Was kann ich tun, um dem auszuweichen? Das Leben hier hat mich gut behütet. Canard hat es mir verdorben! Ein Schlag auf den Lichtschalter und es ist dunkel. Nur die Notleuchte in der Steckdose lässt mich ein paar Umrisse erkennen. Die Klimaanlage steht auf 22 Grad. Ihr Luftstrom streicht über mich hinweg. Langsam lege ich mich aufs Bett. Die Schachtel fällt mir ein. Eine völlig vergilbte Schuhschachtel, sicher schon vierzig Jahre alt. Voller Fotos und Postkarten. Analoge Erinnerungen. Wie Madame Colombiers Bild ihres Mannes. Noch nicht mal ein Staubkorn in dieser Welt. Soll ich die Bilder ansehen? Ich entscheide mich dagegen und wechsle in einen unruhigen Schlaf.

Die Nacht war kurz und voller grauenhafter Träume. Ich auf der Suche nach meinem Sohn. Sehen konnte ich sein Gesicht immer, aber so weit weg, dass mein Ruf verhallte. Das Kissen ist schweißgebadet. Ich ziehe den Bezug ab und stecke ihn mit dem Kissen zusammen in die Waschmaschine. Da ist ein fader Geschmack in meinem Mund nach verlorenen Lebensjahren. Leicht schwankend gehe ich ins Bad, dusche und lasse mich von der Raumtemperatur trocknen. Dann der Spiegel. Grauer Vier-Tage-Bart, eine Menge Falten auf braun gegerbter Haut. Die Augen ohne Glanz. Und so soll ich Madame Colombier begegnen? Rasier dich! Mach dich fein! Freu dich auf Abwechslung! Der Kommunikator summt. Seufzend gehe ich ins Schlafzimmer. Er liegt auf der Fensterbank. Ich aktiviere nur Audio.

»Hallo? Monsieur Bernheimer?«

»Ja. Und wer sind Sie?«

»Warum schalten Sie kein Video dazu?«

»Weil ich nackt bin.«

»Oh, tut mir leid. Hier ist Monsieur Guerlaine. Erinnern Sie sich noch an mich?«

»Wie könnte ich Sie vergessen.«

»Haben Sie es sich überlegt?«

»Sie sind ein Arschloch.« Ich beende die Verbindung und drehe mich um. Es summt wieder. Das ist doch nicht zu fassen! Mit dem Daumen aktiviere ich wieder Audio. »Ja?«

»Warum haben Sie aufgelegt?«

»Es gibt keinen Guerlaine in der Präfektur. Noch nicht mal der Hauch eines Planes existiert dort für eine touristische Erschließung. So, und was jetzt?«

Er ist für zwei Sekunden still.

»Na gut, ich habe Sie etwas angeschwindelt. Ich bin ein freier Investor und dachte mir, wenn ich gleich mit der Tür ins Haus falle, hören Sie mich gar nicht erst an. Klar, hätte ich damit rechnen müssen, dass Sie bei der Präfektur anrufen. Tut mir leid, Monsieur Bernheimer. Dumm von mir ...«, wieder eine kleine Pause.

»Können wir uns trotzdem noch einmal treffen?«

»Nein. Wenn Sie noch einmal anrufen oder hierherkommen, werde ich ungemütlich! Leben Sie wohl!« Ich beende wieder und setze die Nummer auf den Filter.

Es ist schon gegen elf Uhr, als ich endlich den ersten Milchkaffee zubereite und ein Müsli aus Hafer, Rosinen und frischem Obst mache. Die Nice-Matin von vorgestern liegt immer noch auf dem Tisch und ich versuche auf dem Foto meines Bruders eine Besonderheit zu entdecken, vielleicht einen grausamen Zug um seine Mundwinkel, denn laut Canard ist er so was wie ein Monster. Im Artikel steht, dass der Präsident der EU die Reise nach Russland angetreten hat, um die Beziehungen wieder etwas aufzubessern. Aha, offenbar sind die Beziehungen zu Russland schlecht. Wie soll ich mich da nur wieder zurechtfinden? Während ich früher jede Nachricht aufsog und genauestens über die Welt Bescheid wusste, hat mein Interesse nach dem Tod meiner Frau und der abrupten Trennung von meinem Sohn so stark nachgelassen, dass ich mich Robinson auf der Insel sehr nahe fühle. Es machte einfach keinen Sinn, all diese Dinge zu wissen. Und im Laufe der Jahre trat Gewöhnung ein. Eine Eigenschaft, die ich früher an anderen Menschen verdammte. Und was ist nun mit ihm? Meinem Bruder? Ich lege den Löffel auf Seite und meine Hand aufs Bild. Jahrzehnte sind zwischen uns. Die Gefühle nur

noch Schatten von alten Möbeln auf noch älteren Teppichen. Ich schüttle die Gedanken ab und mache mich an den Teig für die Flammkuchen.

Gegen halb sechs bin ich fertig mit allem. Der Teig ruht seit einigen Stunden im Kühlschrank. Dazu gibt es Tomatenscheiben mit Mozzarella und Basilikum. Speck und Knoblauch für den Belag, dünne Lauchringe, gehackte Habaneros. Der Backofen hat Temperatur. Jetzt fehlt nur noch Madame Colombier. Ich schnappe nach der Chipkarte für den Wagen. Es ist sehr warm, aber immerhin eine trockene Wärme. Etwas Wind aus dem Norden macht es erträglich. Ich fahre los. Knapp 20 Minuten nach Castellane. Die Klimaanlage bleibt deaktiviert, lieber mit offenem Verdeck unterwegs sein. Der Elektromotor schnurrt beruhigend und der abendliche Duft von Kiefern und Pinien liegt schwer im Talgrund. Dazwischen immer wieder wilder Rosmarin und Thymian. Dieser typische, spätsommerliche Geruch, den ich so liebe an dieser Landschaft. Madame Colombier wird sicher schon warten.

In der Nähe des Marktes finde ich einen Parkplatz. Rechts neben der Bäckerei ist die Haustür. Durch ein kleines Fenster mit Windkreuz spähe ich ins Innere. Ein dunkler Flur, kaum was zu sehen. Die Turmuhr der Kirche zeigt eine Minute vor sechs, also warten und den Menschen auf dem kleinen Platz zusehen. Ein paar Touristen, zwei oder drei Familien, ein spielender Hund. Der Brunnen plätschert vor sich hin. So habe ich es in Erinnerung, dieses kleine, abgelegene Städtchen. Als ich vor mehr als vierzig Jahren mit dem Motorrad während eines Urlaubs staunend durch die Verdon-Schlucht fuhr und Castellane erreichte, habe ich mich sofort in diese Gassen verliebt und mich möglicherweise unbewusst entschlossen, hierher zu ziehen, wiederzukommen. Es ist mir gelungen. In diesem Moment schlägt die Kirche die sechs Uhr an. Zeit zu klingeln. Nach einer kurzen Weile geht das Licht an und Madame Colombier öffnet die Tür.

Ich bin angenehm überrascht. Sie hat sich fein gemacht. Ihr Lächeln strahlt mir entgegen und im warmen Abendlicht kommt ihr orangefarbenes Kleid richtig zur Geltung. Ich finde sie umwerfend und breite die Hände vor ihr aus. »Madame Colombier ... wenn ich nicht wüsste, dass die Sonne links von mir ist, würde ich

meinen, sie stünde vor mir.« Sie hält inne und sieht mich erst überrascht an, bevor heftiges Lachen aus ihr heraussprudelt.

»Monsieur Bernheimer ...«, gluckst sie. »Sie überraschen mich immer wieder. Ich habe gar nicht geahnt, dass Sie so ein Charmeur sein können.«

»Das war ich auch schon lange nicht mehr, ein Charmeur. Aber es fällt mir nicht schwer.«

Sie grinst, schließt die Tür ab und nimmt meinen Unterarm. »Gehen wir. Ich habe Hunger.«

»Aber gerne.«

In einer Hand hat sie eine Stofftasche, die offenbar einiges wiegt. »Was haben Sie denn in der Tasche? Darf ich sie Ihnen abnehmen?« Sie blickt zu mir hoch. Zum ersten Mal wird mir richtig bewusst, dass sie mehr als einen Kopf kleiner ist als ich.

»Natürlich«, sagt sie und reicht mir die Tasche, »aber was drin ist, verrate ich nicht. Das wird eine Überraschung.« Als wir beim Auto ankommen, frischt der Wind plötzlich auf. Es ist zu spüren, wie er eine Abkühlung mit sich bringt. Madame Colombier zieht unwillkürlich die Luft in ihre Nase und stößt sie wieder aus. »Ah, das riecht nach Mistral ... aber den gibt es ja gar nicht mehr.« Für einen kurzen Moment legt sich ein trauriger Ausdruck auf ihr Gesicht.

»Kommen Sie! Steigen wir ein.« Ich öffne die Tür, warte geduldig, bis sie sitzt, angeschnallt ist und klemme mich hinters Lenkrad. Wir fahren nach Le Bourguet.

Es ist schon gegen neun Uhr, als ich den letzten Flammkuchen aus dem Ofen hole und auf den Tisch stelle. Mit dem Rollmesser zerteile ich ihn in kleine Stücke und setze mich wieder.

»Darf ich noch etwas Rotwein einschenken?«

»Oh ja, sehr gerne. Sie haben mir noch gar nicht gesagt, woher Sie diesen feinen Wein haben?« Sie hebt ihr Glas und ich gieße es halbvoll. Mit einer eleganten Bewegung hält sie den Wein vor die Lampe über dem Tisch und dreht ihn hin und her. »Eine interessante Farbe. Tiefrot und doch irgendwie durchsichtig. Er schmeckt ganz köstlich. Ist es ein Languedoc?«

»Nein, und wenn ich es Ihnen sage, werden Sie mir kaum glauben.«

»Jetzt machen Sie mich aber neugierig.«

»Es ist ein Dornfelder, ein Wein aus Deutschland.«

Sie nimmt einen tiefen Schluck, schwenkt ihn ein paar Mal im Mund hin und her und schmatzt genüsslich beim Schlucken. »Alle Achtung. Der Winzer versteht etwas von seiner Arbeit. Jetzt haben Sie mich schon wieder überrascht. Das man in Deutschland so guten Wein machen kann, hätte ich nicht gedacht.«

»Der Wein wächst ja schon in Schweden und Norwegen.«

»Ja, das schon, aber zwischen dem Wachsen der Rebe und dem fertigen Produkt, liegt ja noch viel an Erfahrung und Können. Das beherrscht man nicht einfach so.«

»Das ist richtig.«

Sie setzt das Glas ab und nimmt ein weiteres Stück vom Flammkuchen. »Und Ihr Flammkuchen, Monsieur Bernheimer, der ist einfach wundervoll. Meinen größten Respekt vor Ihren Kochkünsten.«

»Vielen Dank.«

»Mir ist aufgefallen, dass ich den Flammkuchen mit Speck ganz alleine gegessen habe. Essen Sie kein Fleisch?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein. Ich bin seit über zwanzig Jahren Vegetarier.«
Madame Colombier zieht die Augenbrauen hoch.

»Seit über zwanzig Jahren? Und warum, wenn ich fragen darf?«

»Aber ja, sicher dürfen Sie fragen. Ich bin gegen das Töten der Tiere. Ich bin gegen die Massentierhaltung, die Tiermassentransporte ...«

»Ah, Sie sind ein Idealist, Monsieur Bernheimer.«

»... Tierfutter aus Tiermehl, den Masseneinsatz von Antibiotika, die Verschwendung von Ackerfläche für Tierfutter.« Ich trinke einen Schluck Wein. »Ein Idealist war ich früher. Das ist schon lange vorbei. Idealismus ist wie die Spanische Grippe. Entweder man überwindet sie oder stirbt daran.«

Madame Colombier steht auf.

»Oh, habe ich Sie irgendwie verletzt?«

»Aber nein, nein!« Sie lächelt. »Mir scheint, unser Gespräch geht langsam in die Tiefe. Lassen Sie uns draußen auf der Bank weiterreden. Nehmen Sie den Wein mit und ... wäre es zu frech, wenn ich Sie um einen Pullover bitten würde?«

»Warten Sie einen Augenblick ...«

Ich gehe nach oben, um einen Pullover aus dem Schrank zu nehmen als der Kommunikator summt. Unentschlossen, ob ich nun dran gehen soll oder nicht, vergehen einige Sekunden. Schließlich nehme ich den Anruf an.

»Bernheimer.«

Nur die weibliche Stimme des Operators, die mir mitteilt, dass der Anrufer schon wieder aufgelegt hat, sie mir aber die Nummer übermitteln wird, damit ich zurückrufen kann. Auf dem Display erscheint aber keine Nummer. Stattdessen meldet sich erneut die Operatorstimme mit einer Entschuldigung, dass die Nummernübertragung aus einem unbekanntem Grund abgebrochen wurde. Ich lege auf und setze mich aufs Bett. Tja, wer war das jetzt? War das nun jemand von Canards Kollegen? Oder von der Gegenseite? Vielleicht tatsächlich nur verwählt, aber die Möglichkeit zur Unterdrückung der Rufnummer hat niemand, außer die Provider. Also bleiben doch nur die ersten beiden Möglichkeiten. Ich beschließe, es gelassen zu sehen und gehe wieder nach unten.

Madame Colombier war fleißig, hat Wein, Gläser und die Reste des Flammkuchens nach draußen getragen. Sie sitzt bereits auf der Bank und ich lege den Pullover neben sie.

»Entschuldigen Sie, dass es etwas länger gedauert hat. Es kam noch ein Anruf. Hier, bitte ...«

»Das macht doch nichts. Vielen Dank.« Sie zieht ihn über, streicht die Ärmel glatt. »Der ist flauschig. Und die Farbe passt zu meinem Kleid, finden Sie nicht?«

Ich sehe sie an. Selbst im Halbdunkel ist das intensive Gelb zu sehen. Es passt perfekt zu dem Kleid. »Ich muss gestehen, dass ich nicht an eine passende Farbe gedacht habe, als ich ihn aus dem Schrank holte. Er lag einfach oben auf ...«

»Männer ...«, sagt sie lachend.

»Darf ich mich neben Sie setzen?«

»Aber natürlich, es ist ja Platz genug.«

Ich nehme vorsichtig auf der Holzbank Platz, darauf bedacht, einen gewissen Abstand zu halten. Sie hebt das Glas und toastet mir zu. »Monsieur Bernheimer, wenn wir schon Seite an Seite vor Ihrem Haus sitzen und gemeinsam ein Fläschchen Wein trinken, sollten wir uns auch duzen, oder?«

»Sehr gerne, unbedingt«, stimme ich ihr zu. Wir sehen uns in die Augen, lassen die Gläser klingen und trinken einen großen Schluck. »Also, ich bin Frank.«

»Françoise.«

»Françoise ... das erinnert mich an Françoise Sagan, Bonjour Tristesse, kennst Du das Buch?«

»Oh ja, ich habe es mit siebzehn gelesen und geradezu verschlungen. Genau in jener Zeit, in der die Neugier und die Lust erste ungeahnte Höhenflüge vollführten. Ich war wie im Rausch damals. Wie war es bei dir?«

»Mit 20 oder 21, glaube ich, das weiß ich nicht mehr so genau. Es lag auf dem Nachttisch meiner damaligen Freundin. Ich hab es aus Langeweile angefangen, aber dann in einem Rutsch durchgelesen. Die ganze Nacht hindurch.«

»Ich fand es ungemein energiegeladen. Die Sagan hat es mit 18 Jahren geschrieben. Das merkt man dem Buch an.«

»Wie ist eigentlich dein Mädchename?«

Sie trinkt das Glas leer und sieht mich erstaunt an. »Du bist neugierig.«

»Ich würde gern wissen, ob er zu deinem Vornamen passt.«

»Carmille. Françoise Carmille.«

»Das klingt schön.«

Françoise beginnt zu lachen, hört gar nicht mehr auf. »Du bist ein komischer Kauz, Frank, wirklich.« Sie schaut auf den dunklen Weg gegenüber und reibt mit einem Finger entlang der Glaskante.

»Wie war er, dein Mann ... dein Emile?«

»Tja, wie war er?« Sie wiegt den Kopf leicht hin und her. »Er war ein guter Mann, ein ganz lieber Mensch. Warmherzig, freundlich zu den Kindern die in die Bäckerei kamen, einen Lutscher oder ein Bonbon gab es immer ...« Sie schweigt, als wollte sie lauschen, ob die würzig duftenden Pinien ihr noch etwas zuflüstern. »Wir hatten nie Kinder, Emile und ich. Es war nie Zeit dafür, es war sogar kaum Zeit für das, was man so gemeinhin eheliche Pflichten nennt. In der Früh um drei standen wir in der Backstube, Jahr für Jahr. Die wenigen Momente, die wir für uns hatten, waren wohl nicht genug, um Kinder in die Welt zu setzen. Natürlich haben wir uns auch Gedanken gemacht, ob nicht Emile keine Kinder zeugen kann oder ich keine bekommen. Aber immer, wenn wir uns entschlossen hatten, dies untersuchen zu

lassen, kam uns etwas in die Quere. Emile war ein so verflixt guter Bäcker, dass er Baguettes für das halbe Departement buk. Zu großen Anlässen bestellte sogar der Präfekt bei uns. Ich war stolz auf Emile und bin es heute noch. Aber Kinder ...«

»... hättest du schon gerne gehabt.«

»... hätte ich schon gerne gehabt«, nickt sie. »Jetzt ist es natürlich zu spät. Wie sollte eine 70jährige Frau noch Kinder bekommen?« Sie greift nach links und zieht ihre Tasche unter der Armlehne der Sitzbank hervor. »Das habe ich dir mitgebracht. Ein kleines Gastgeschenk. Ich würde mich freuen, wenn du es annehmen würdest.«

Ich nehme die Tasche und versuche etwas zu entdecken, aber es ist zu dunkel, also greife ich hinein. Etwas schweres. Vorsichtig hebe ich es raus und strecke es gegen das Küchenfenster. Eine Art Plastik. Das Material fühlt sich geschmeidig an. Es ist Kerzenwachs. Eine Figur aus Kerzenwachs. Ich stelle sie auf den kleinen Tisch.

»Toll, vielen Dank. Hast du sie geschnitzt?«

»Nein, mein Emile.«

»Aber ... dann ist es doch eine Erinnerung an ihn. Warum schenkst du sie dann mir?«

»Ach, weißt du ...«, sie seufzt, »wenn ich ehrlich bin, hat Emile fast wöchentlich eine von diesen Figuren geschnitzt. Nach dem Backen hat er die Restwärme des Ofens genutzt, um Kerzenwachs zu schmelzen. Die Leute aus der Gegend und die Pfarrer der Gemeinden brachten ihm ihre Kerzenreste und er packte sie in einen Stahlzylinder. Den legte er in den Ofen. Aus dieser Wachsstange hat er dann Figuren geschnitzt. Madonnen meist, die er dann wieder der Kirche gestiftet hat. Manche seiner Figuren wurden sogar geweiht. Die hier«, sie deutet auf mein Geschenk, »soll ich sein. Aber ich kann dich beruhigen. Es gibt mich fünfzig Mal. Die hier sieht mir aber am ähnlichsten, finde ich.«

Ich muss grinsen. »Hat sie einen Docht?« Françoise lacht laut los.

»Ihr Deutschen seid praktische Menschen, was? Nein, nein, sie hat keinen Docht. Sie ist nur ...« Sie kann gar nicht mehr aufhören zu lachen und hält sich mit ihrer kleinen Hand an meinem Unterarm fest. »Luft ...«, japst sie. Ich klopfe ihr leicht auf

den Rücken. Françoise beruhigt sich. »... nur zum anschauen. Emile hat die Figuren nur zum Betrachten geschnitzt.«

Ich finde nicht, dass die Figur Ähnlichkeit mit Françoise hat, aber das Abstrahieren von bekannten Linien zu etwas Geschnitztem ist nicht mein Spezialgebiet. »Sie bekommt einen Ehrenplatz in meinem Schlafzimmer«, versichere ich Françoise.

»Oho, wenn das mein Emile wüsste ...«

»Hatte dein Emile etwas gegen Deutsche?« Sie schaut mich verdutzt an.

»Ich weiß nicht. Für ihn standen die Unterschiede fest. Ein Deutscher ist ein Deutscher, ein Engländer ein Engländer und ein Franzose ein Franzose. Letztere waren ihm natürlich am liebsten. Emiles Großvater war im Widerstand. Ich nehme an, darüber muss ich dir nicht viel erzählen. Jedenfalls hielt er die jeweiligen Charaktereigenschaften für unumstößliche Wahrheiten. Bist du anderer Meinung?«

»Für mich hat das keine Bedeutung. Wenn es Unterschiede gibt, dann ob jemand ein Idiot ist oder nicht. Idioten gibt es überall. Typisch Engländer, typisch Deutscher und so weiter, da sind wir schnell bei Stereotypen. Kann ich nicht ausstehen, Stereotypen. Ich fühle mich hier zu Hause. Dort, wo es mir gefällt, ist meine Heimat.« Françoises Gesichtszüge spannen sich. Sie atmet tief ein.

»Was du sagst, klingt schön, aber unsere Wirklichkeit ist eine andere, oder?«

»Das sind gemachte Wirklichkeiten. Ergebnisse künstlich aufgeblasener Unterscheidungen. Zu gewissen Zeiten erzählen uns plötzlich seltsame Figuren, dass wir uns unterscheiden, zu unterscheiden haben, nur um eigene Ziele zu verfolgen. Egoisten und Machtbesessene sagen uns, wo unsere Unterschiede sind.« Françoise schweigt, schenkt sich nach und trinkt in einem Zug aus.

»Du hast recht«, sagt sie dann. »Aber das ist die Ebene darunter, nicht die Lebenswirklichkeit um uns herum. Du bist ein idealist.«

»Mein Idealismus ist gestorben, glaub mir. Ich werde auch nicht mehr wütend, weil ich die Welt seit mehr als zwei Jahrzehnten links liegen lasse. Ich möchte nur noch hier leben und auch hier sterben. Wer weiß, wie viele Jahre mir noch bleiben. Hier ist meine Heimat. Hier fühle ich mich wohl.« Ich nehme die Weinflasche und deute auf ihr Glas.

»Noch einen Schluck?«

»Ja, bitte.« Ich schenke ihr nach und kippe den Rest in mein Glas. »Du klingst verbittert. Was ich von dir sehe, ist nur die Oberfläche, das was du mir erlaubst zu sehen. Muss ich mich vor dem Rest fürchten?«

»Nein, schon lange muss sich niemand mehr vor mir fürchten«, stelle ich klar und überlege, ob das auch stimmt, angesichts Canards Besuch.

»Hast du Familie?«, fragt sie mich unvermittelt. Die Sekunde meines Zögerns lässt ihre Augen aufblitzen. Unmöglich, jetzt zu lügen. Ich habe mich bereits verraten.

»Hab sie sozusagen verloren. Meine Frau ist gestorben. Mit ihrem Tod hat sich mein Sohn verabschiedet.«

»Warum?«

Ich lache auf. Ein unmögliches Lachen. Ich hasse es, so zu reagieren. »Er gibt mir die Schuld am Tod meiner Frau.« Françoise stellt das Glas ab. Langsam bewegt sich ihre Hand zu mir, landet auf meinem Unterarm.

»Hat er recht?« Erst nicke ich. Kaum merklich. Vielleicht gar nicht zu sehen im Halbdunkel. Die Wärme ihrer Hand ist ein Sog. Eine Berührung, die in mich dringt.

»Er hat recht.« Sie erwidert nichts. Die Hand auf meinem Arm hat Kraft genug, meine Mauern einzureißen. Françoise muss nur warten, das weiß sie.

»Sie mussten sich fürchten. Immer. Vor dem Alkohol. Mit Alkohol am Steuer. Bei dem Unfall starb sie. Aber ... ich weiß, dass der Scheidungsanwalt die Papiere schon vorbereitet hatte.« Die Hand bleibt liegen. Mehr noch, Françoises Finger drücken etwas kräftiger als zuvor.

»Wie hast du damals dein Geld verdient?«

»Ich war Verleger, mein eigener Verlag. Ich bekam nach dem Unfall zwei Jahre auf Bewährung. Den Verlag habe ich verkauft. Seither arbeite ich als Lektor. Zwischendurch schreibe ich selbst das eine oder andere.«

»War dein Verlag erfolgreich?«

»Sehr erfolgreich.« Trotz des spärlichen Lichts, kann ich deutlich den überraschten Gesichtsausdruck erkennen.

»Warum dann der Alkohol?« Ich atme tief ein und aus, schiebe einen Seufzer nach. Françoise fordert mich. Die Kraft der Hand schwindet und ich spüre den

Widerstand wachsen. Als würden meine Gedanken zu ihren, setzt sie sich aufrecht, zieht die Hand zurück. »Das ist vielleicht ein wenig zu viel für unseren ersten Abend, oder?«, legt sie nach. Ich bin ihr dankbar und brenne doch gleichzeitig darauf, sie wiederzusehen, meine Erinnerungen vor ihr auf dem Tisch auszubreiten. Wir schauen uns an und schweigen. Eine Tür öffnet sich, nur einen Spalt weit. Spärlich dringt Licht in den schwarzen Flur meines Abgrundes. Im ganzen Pantheon der Türen in uns, sind doch die meisten verschlossen. Verschlossen durch die Jahre, verschlossen durch Missverständnisse und Zerwürfnisse. Die Schlüssel weit von uns geschleudert. Und plötzlich wieder eine offene Tür? Wir sind misstrauisch. Misstrauen uns selbst und haben beide diese Erkenntnis.

»Ja, etwas zu viel«, wiederhole ich. »Es fällt mir schwer, darüber zu reden. »Möchtest du nach Hause?« Françoise nickt und legt erneut die Hand auf meinen Arm. Sanft. Ich genieße die kurze Berührung. Dann steht sie auf. Ich weiß, was sie fragen wird.

»Kannst du noch fahren?«

»Ja. Zur Sicherheit habe ich eine von diesen neuen alkoholreduzierenden Tabletten genommen.«

Wir tragen die Sachen ins Haus, ich verriegele die Haustür und fahr Françoise nach Hause. Der Abschied ist kurz, ein Dankeschön ... und Angst. Bei ihr und mir. In Gedanken versunken, mache ich mich auf den Heimweg. Obwohl niemand den anderen verletzt hat, stehen wir beide gleichzeitig vor dieser inneren Tür. Wir können sie nicht aufstoßen. Ich beschließe, sie wieder einzuladen, um mit ihr darüber zu reden. Dieser verdammte Canard! Er hat den Topf vom Deckel gehoben, diese Wunden wieder aufgerissen.

Als ich in Le Bourguet links abbiege, auf das Sträßchen hoch zum Pass, meine ich, den Renault von Guerlaine auf einem kleinen Parkplatz erkannt zu haben. Ich stoppe, setze zurück und versuche zu erkennen, was unterhalb für Fahrzeugtypen stehen. Da ist kein Renault. Ich schüttele unwillkürlich den Kopf. Leide ich jetzt schon an Paranoia? Ich mache, dass ich nach Hause komme.

Sonntag, 02.08.2037

Von Le Bourguet her höre ich die kleine Kirche läuten. Nachdem ich geduscht, aufgeräumt und gespült habe, setze ich mich mit dem Tablet nach draußen. Noch ist es recht angenehm. Ich trinke zwei, drei Schluck Milchkafee, trenne das Gerät vom Router, indem ich den Netzadapter deaktiviere. Dann schiebe ich Canards Datenstick in die dafür vorgesehene Öffnung. Ein Programm wird aktiviert. Die Oberfläche ist weiß und nur ein Wort steht dort: Instruktionen. Ich tippe mit dem Finger auf das Wort. Es startet neu; offenbar ein neues Betriebssystem. Allerlei Konsolenbefehle tauchen für Millisekunden auf und verschwinden wieder. Dann begrüßt mich ein schwarzer Bildschirm mit wiederum nur einem Wort: Willkommen.

Ich tippte auf Willkommen. Es folgt ein kleiner Einführungstext. Darin steht in etwa, dass dieses Betriebssystem ein Linux-Derivat wäre, es meinen Flash-Speicher geleert hat und alles in ein gepacktes File abgelegt wurde. Das Derivat registriert, dass der Netzwerkadapter deaktiviert ist und stellt seinen Zustand wieder her, allerdings in einer virtuellen Umgebung, die ihm vorgaukelt, noch unter dem alten Betriebssystem zu laufen. Wenn ich mit der Sitzung fertig bin, sollte ein Neustart den alten Status quo wiederherstellen — so die Erläuterung. Um an das Derivat zu kommen, ist es nötig, ein Passwort in Kombination mit meinem Fingerabdruck einzugeben. Das Passwort ist **C\$h!A\$r7i#S&*. Lasse ich mal Zahlen und Sonderzeichen weg, steht da *ChAriS*. Charis ... das habe ich schon irgendwo gelesen.

Ich bin beeindruckt. Irgendwie knackt dieses Derivat die Zugangsdaten meiner Kommunikationsaccounts und richtet sie für eine virtuelle Umgebung ein. Schlussendlich zwackt es wohl vom Flash-Speicher eine Ecke ab und nistet sich dort dauerhaft ein, markiert aber den Speicher als unbelegt. Also kann ich nun den Speicherstick entfernen und auflösen. Ich nehme ihn aus der Buchse und gehe in die Küche. In eine Müslischale fülle ich weißen Balsamico-Essig und lege den Stick hinein; und tatsächlich ... nach einer Minute beginnt er sich langsam und komplett aufzulösen. Weiß der Henker, wie das funktioniert.

Wieder draußen, muss ich zu meiner Überraschung feststellen, dass dieses Derivat den Rechner gesperrt hat. Es verlangt meinen rechten Ringfinger auf dem

Scannerfeld und akzeptiert ihn. Ich bin baff. Woher haben diese Leute den Abdruck meines rechten Ringfingers? Soll ich jetzt Angst bekommen? Als hätte ich jahrelang in einem kleinen Käfig in irgendeinem Zoo gelebt. Jeder kann mich offenbar nach Herzenslust beobachten. Canard fällt mir ein ... und das Glas! Er hat das verdammte Glas verwendet, um an meine Fingerabdrücke zu kommen! In was für einen Film bin ich hier geraten? Höchste Zeit mehr darüber herauszufinden.

Auf dem Bildschirm stehen mehrere Menüpunkte. Die *„Infos zur Terminierung“* nehme ich mir als erstes vor. Aber im Prinzip steht da lediglich, dass ich — um eine vollständige Datenlöschung auszulösen — meinen Ringfinger auf das Scannerfeld legen und zweimal das Escape-Zeichen auf dem Display antippen muss. Das kann ich mir merken. Ich lehne mich zurück und atme einige Male tief durch. Ein Gefühl von beobachtet werden stellt sich ein. Ich werde unruhig. Es könnten ja Satelliten über mir sein! Warum auch immer ... ich beschließe, im Haus weiterzumachen, stehe auf, schaue mich um und gehe hinein. Die Tür verriegele ich. In diesem Augenblick empfinde ich das Alleinsein als unerträglich. Mir fehlt eine vertraute Person. Françoise fällt mir ein. Aber ich verwerfe den Gedanken gleich wieder. Es wäre unverantwortlich von mir, sie da hineinzuziehen.

Ich gehe die Treppe hoch ins Arbeitszimmer und aktiviere den großen Rechner, um nach dem Netzwerk zu sehen. Das Tablet in meiner Hand wird erkannt als das, was es immer ist. Keine Info, dass hier ein Derivat die Herrschaft übernommen hat. Diese Leute verstehen etwas von ihrem Geschäft. Ich setze mich und tippe auf den nächsten Menüpunkt. *„Dossier Johannes Meissner alias Frank Bernheimer“* ist er betitelt.

Geboren am 18. August 1971, Name des Vaters, Geburtsort, Name der Mutter mit Geburtsort, Werdegang beider Eltern als Option einblendbar, meine Schulkarriere, die vielen Umzüge mit korrekten Adressen und den Telefonnummern. Sogar Jugendstrafen sind vermerkt ... na, wenn es wichtig ist. Zivildienst, Studium der Germanistik, gejobbt und durch die Gegend getingelt, dann die Familie ... da steht einfach alles. Und natürlich dürfen die Abschlussberichte aus zwei Entziehungskliniken nicht fehlen. Mein Leben in verschiedenen Jobs mit Beurteilungen, Steuernummer,

Rentenversicherungsnummer; bis in die Gegenwart ist der Inhalt des Dossiers perfekt. Das bin ich!

Kaltes Entsetzen packt mich. Existenzangst. Ich weiß noch nicht einmal vor was? Vor dem Umstand, dass es Menschen gibt, die absolut alles über mich wissen? Oder dass dieses Wissen mit ein bisschen Geschick für Technik ganz einfach zusammengetragen werden kann? Ich schiebe das Dossier zur Seite, schließe die Augen und atme durch. Vielleicht kann ich einen Ausweg finden ...

Der dritte Menüpunkt ist wohl am interessantesten: *„Dossier Leander Meissner“!* Dicke rote Schrift auf einem weißen Hintergrund. Das sticht hervor. Will ich das öffnen? Ich habe Angst, den Menüpunkt anzuwählen und ziehe den Finger zurück. Was werde ich erfahren? Die tatsächliche Wahrheit? Oder die Wahrheit jenes ominösen Widerstands? Zurechtgebogen, um mich auf ihre Seite zu ziehen? Und werde ich dann zu einer Zielscheibe für irgendwelche Organisationen? Aber was habe ich schon für eine Wahl. Sie wissen genug über mich, um auch meine Neugier zu kennen. Ich tippe auf den Menüpunkt.

Leander Meissner, geboren am 12. Dezember 1973, Eltern, Kindergarten, Schule, soweit ist mir das geläufig. Ich versuche mich zu erinnern, wann ich meinen Bruder genau aus den Augen verloren habe ... nach dem Tod unserer Mutter, im August 1999. Die Beerdigung war der letzte Zeitpunkt, an dem wir länger miteinander redeten.

Ich lege das Tablet auf den Schreibtisch, gehe in die Küche und reiße die Schranktür auf, hinter der die Spirituosen stehen, greife nach dem Talisker. Ein ganzes Glas voll wird es. Mit einem Zug trinke ich es aus. Der harte, moorige Geschmack brennt Klarheit in mein Hirn. Noch einmal rieche ich ins Glas hinein, versucht, von der Köstlichkeit nachzuschenken. Nein! Nein, stell das Glas ab! Ich gehorche mir und stütze beide Hände auf die Arbeitsplatte, schau auf die Haut meiner Unterarme. Alt ist sie geworden. Falten drücken sich auf ihr herum. Warum ist alles schon so weit weg? Was will man von mir? Dass ich meinen Bruder töte? Welch unglaublicher Unsinn. Ich versuche mich aus der Lethargie zu reißen. Mit Selbstmitleid ist keinem gedient, mir am allerwenigsten. Ich fülle eine Karaffe mit Wasser und gehe wieder nach oben.

Leander Meissner, heute der zweite Präsident der Europäischen Union. Gewählt am 30. Januar 2033. Seit dem Jahr 2021 Vorsitzender der europaweit agierenden Partei Abendländische Erneuerung und außerdem Mitglied im Europäischen Parlament seit 2019. Die Abendländische Erneuerung ... nicht, dass ich von dieser Partei nicht schon gehört hätte, aber mehr als der Name fällt mir dazu nicht ein. Obwohl er schon eine gewisse Deutung beinhaltet. Was weiß ich noch von damals? Mein Bruder studiert auf Lehramt. Geschichte und Sport, wenn mich nicht alles täuscht. Wird er Lehrer? Ich weiß es nicht ... Ich bin damals schon zu weit weg, schwenke langsam auf eine Umlaufbahn um den Alkohol ein, denke trotzdem an Hochzeit. Mitten im Studium. Ich Idiot! Eines Tages kommt Mutter und erzählt mir, mein Bruder sei ein anderer Mensch, wie ausgewechselt. Sie merkt nicht, dass auch ich ein anderer Mensch geworden bin.

Ich lehne mich zurück, schließe die Augen. Langsam beginnen sich meine Erinnerungen wieder zu strukturieren. Details tauchen auf. Mitten im gedanklichen Sortieren spüre ich starken Drang auf die Toilette, deaktiviere das Tablet, stehe auf, schaue kurz aus dem Fenster auf den Hof, sehe aber nichts Ungewöhnliches und haste auf die Toilette. In diesem Moment meldet sich die Kommunikations-Software des Hauptrechners und kündigt eine Videoverbindung an.

»Moment!, rufe ich aus dem Bad, springe hoch. Spülen! Hände waschen! Schnell eile ich zum Bürotisch. »Verbindung herstellen.« In einem kleinen Fenster erscheint das Profil von Richard Aumann, für dessen Verlag ich die Lektorarbeiten erledige. Mit kräftigen Handbewegungen erteilt er einer nicht sichtbaren Person Anweisungen. Seine Stimme ist markant und herrisch wie immer. Dann dreht er sich zu mir.

»Johannes, wie schön dich zu sehen. Wie geht's?«

»Ich kann nicht klagen. Wie immer ist mir etwas zu warm, aber die meiste Hitze haben wir ja geschafft für dieses Jahr. Wie ist das Wetter in Berlin?«

»Grauenhaft heiß. Überflüssig zu erwähnen, dass du durchaus in der Lage wärst, dir ein Bild von unserem Wetter zu machen. Aber lassen wir das. Weswegen ich anrufe«, er beugt sich vor und hält ein dickes Bündel Papier in der Hand.

»Deswegen rufe ich an. Ein Roman. Ich habe ihn tatsächlich komplett gelesen. Von Anfang an war ich fasziniert. Leider existiert er nur in Papierform. Aber das ist noch nicht alles.« Richard beugt sich noch weiter vor, die Kamera muss nachjustieren. Er wedelt mit dem Papierbündel. »Stell dir vor, der Autor hat ihn auf einer Schreibmaschine geschrieben. Schreibmaschine!«, schüttelt er den Kopf. »Du kennst das ja noch. Jedenfalls will ich ihn veröffentlichen und du sollst ihn lektorieren. Moni scannt ihn gerade und schickt dir die Datei. Ist das in Ordnung?«

Ich stülpe die Lippen nach außen. »Völlig in Ordnung. Es wird mal wieder Zeit für einen richtigen Roman. Kommt er als Buch raus? Oder als E-Book?«

»Je nach Papierpreisen erst mal als Buch. Nach der Messe in Leipzig als E-Book und Hörbuch. Ich habe übrigens mit unserer Technik gesprochen, wegen deines Anrufs. Unsere Mailserver arbeiten einwandfrei. Keine Ausfälle, Verluste oder Übergriffe in der letzten Zeit. War wohl einfach ein Knoten in der Leitung.«

»So wird's gewesen sein.«

»Ich werde in den nächsten Tagen das Geld für die letzten drei Monate auf deine Bauernbank da unten überweisen.«

»Vielen Dank, Richard.«

»Übrigens habe ich vor, Weihnachten in Nizza zu verbringen. Du zeigst mir ein bisschen die Gegend da unten. Wir gehen gut essen, besuchen die eine oder andere Tabledance-Bar und lassen uns von den Mädchen verwöhnen. Wär das was?«

»Klingt gut. Das mit den Mädchen überlasse ich dir.« Er verdreht die Augen.

»Mensch, du Sauertopf! Seit Ewigkeiten telefonieren wir nur. Fast zehn Jahre haben wir uns nun nicht mehr persönlich gesehen. Triffst du dich überhaupt noch mit Menschen? Na, egal! Ich bin zwar so alt wie du, aber meine Eier funktionieren noch. Wie lange kennen wir uns schon? Du kannst doch nicht ewig deiner Frau nachhängen! Meinst du wirklich, sie hätte das gewollt?« Wenn Richard redet, ist es wie eine Invasion der Worte. Ich überlege einen Augenblick, ertappe mich dabei, dass ich mir gar nicht mehr genau vorstellen kann, was sie gewollt hätte.

»Nein, wahrscheinlich nicht, denke ich mal«, gebe ich lapidar zur Antwort. Er zieht die Kamera vors Gesicht. Das Nachjustieren kommt an die optische Grenze.

»Ich rate dir: Geh wieder unter Leute! Niemand hat was davon, wenn du ein Eigenbrötler bleibst. Am wenigsten du selbst. Irgendwann leidet deine Arbeit darunter. Dein Urteilsvermögen. Eines Tages lektorierst du nur noch Scheiße. Dann kann ich dir nichts mehr rüberschieben. Es ist in deinem eigenen Interesse.«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, äfft er mich nach. Dann setzt er sich zurück und weiß wohl plötzlich nichts mehr zu sagen. Ihm fehlen die Worte und er schüttelt leicht den Kopf, was mich amüsiert. Mir fallen meine Kurzgeschichten ein.

»Richard?«

»Was gibt es noch?«

»Ich werde dir demnächst ein Manuskript mit zehn Kurzgeschichten schicken. *„Das Buch vom Wahnsinn“*. Ich würde es als angenehm empfinden, wenn du es lesen und mir deine Meinung mitteilen könntest. Vielleicht passt es ja ins Programm.« Er presst die Lippen zusammen und nickt.

»Okay, Johannes. Eine Hand wäscht die andere. Ich werde sie lesen, deine Kurzgeschichten. Am liebsten wäre mir natürlich ein Roman. Schreib mal wieder einen Roman! Du kannst es doch! Mit einem guten Roman verdient man jedenfalls Geld. Kurzgeschichten ... naja, aber gut, ich werde sie lesen.«

»Danke, Richard.«

»Schon gut«, er winkt ab, »aber wenn sie Schrott sind, lege ich mir damit die Winterschuhe aus.«

»Damit kann ich leben. Schick ich sie halt zum nächsten Verlag.«

»Oh Mann, du Träumer ...« Er hebt die Hand zum Gruß und schaltet ab. Das Videofenster verschwindet vom Bildschirm.

Mir ist nicht klar, ob es ein Fehler war, über den Hauptrechner mit Richard zu telefonieren. Hätte ich das übers Tablet tun sollen? Aber letztendlich ist es mir egal. Nichtsdestotrotz nehme ich mir vor, die Mails nur noch über das mobile Gerät zu verwalten. Eine Weile denke ich über Richard nach. Er war es, dem ich meinen Verlag angeboten habe. Und er hat zugeschlagen. In einem Anfall von geistiger Weitsicht vereinbarten wir anstatt einer einmaligen Zahlung ein monatliches Salär. So hat er eine Menge Geld gespart, das er in Projekte stecken konnte, und ich

vermied es, alles auf einmal in Alkohol umzusetzen. Manche der Autorinnen und Autoren waren zu dieser Zeit noch nicht so viel wert, aber Richard hat eine Nase dafür. Er unterstützte sie, verlieh auch mal Geld, schaffte sich eine außergewöhnliche Lektorentruppe an. Und setzte von Anbeginn auf Hörbücher, später Podcasts, E-Books. Das Geschäft entwickelte sich prächtig. Die Bestseller purzelten reihenweise aus dem Offset. Trotz dass Richard der einzige ist, mit dem ich noch Kontakt habe, ist er doch nie ein Freund geworden. Ein guter Bekannter, ein Kumpel, wie auch immer man das nennen möchte. Vielleicht meine Verbindung in die Vergangenheit. Zumindest bis zu einer gewissen Tiefe.

Ich seufze und habe das Gefühl aufstehen zu müssen. Mein Blick geht zur Uhr. Schon nach zwei Uhr am Nachmittag. Vielleicht ist es gut, einen Happen zu essen. Das Tablet in der Hand, gehe ich runter in die Küche. Vielleicht ein Omelette? Gerade als ich die Eier aus dem Kühlschrank nehmen will, höre ich draußen eine Autotür. Also die Eier wieder hinein. Was ist denn nur los in den letzten Tagen? Was habe ich getan, um meinen Frieden zu verlieren? Ich stöhne laut und schaue aus dem Fenster. Guerlaine! Er kommt auf die Haustür zu. Sofort werde ich wütend, räume den Sims frei und öffne das Küchenfenster. Die Hitze überwältigt mich, was mich noch wütender macht.

»Monsieur Guerlaine!«, schreie ich ihm entgegen. Er duckt sich fast unter der Lautstärke und kommt zögerlich auf meinen Kopf zu.

»Monsieur Bernheimer ... ich weiß, bitte ...«

»Habe ich nicht gesagt, Sie sollen sich nicht mehr blicken lassen?! Nicht mehr anrufen?! Keinen Brief, keine Mail, nichts! Ist das so schwer zu verstehen?!«

»Doch, doch, ich meine: Nein, das ist natürlich nicht schwer zu verstehen. Ich wollte mich doch bloß bei Ihnen entschuldigen ...« Er steht jetzt vor dem kleinen Tisch und blickt zurück zum Renault, der an der Hofeinfahrt parkt. Als müsste er sich der Unterstützung des Fahrers vergewissern. Ganz klar ist eine Person auf dem Fahrersitz zu erkennen. Ob es dieselbe Person ist wie neulich, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Kurze Haare meine ich zumindest zu sehen.

»Keine Entschuldigung Guerlaine. Ich schließe jetzt das Fenster und mache mir ein Omelette. Wenn ich wieder aufstehe und Sie sind noch da, rufe ich die Gendarmerie.«

Fester als geplant, schließe ich das Fenster. Es gibt einen lauten Knall. Mein Hunger ist verschwunden. Also nehme ich eine Flasche Wasser, gehe nach oben und setze mich vor den Rechner. Wenn mein Bruder einen Trottel wie Guerlaine schickt, ist es um ihn schlecht bestellt. Jedenfalls rede ich mir das ein. Guerlaine ist sicherlich nicht mehr als ein Immobilienhai. Dazu noch ein ziemlich schlechter. Nicht abgeklärt, schnell aus der Fassung zu bringen. Nur eines bleibt wie eine Reißzwecke in meinem Kopf haften: Der Fahrer oder die Fahrerin. Etwas an der Art des Wartens, des ruhig Sitzens, hat mein Misstrauen geweckt. Guerlaine könnte einfach eine Marionette sein. Ein armseliger Lockvogel. Draußen fährt der Renault ziemlich forsch vom Hof. Die bin ich los. Nur für wie lange? Ich starre auf das Display des Rechners. Keine Nachrichten. Das analoge Uhersymbol zeigt kurz vor drei. Wie kann ich mit Canard oder diesem Widerstand Kontakt aufnehmen? Ihnen mitteilen, was hier so passiert? Gar nicht, natürlich. Ich bin allein.

Mir kommt es vor, als wäre mein Leben auf eine besondere Weise zu Ende gegangen. Als wäre genau dieser Tag heute das Ende. Aber das Ende von was? Das Ende eines Traumes, einer Illusion? Zu viele Gedanken machen mir Angst. Immer wenn zu viele Gedanken kommen, lese ich ein Buch. Links auf dem Nachttisch liegt der Stapel Bücher, die ich noch lesen will. Das oberste ist *Der weiße Dampfer* von Aitmatow. Ein beeindruckender Schriftsteller. Sein Umgang mit Worten ist außergewöhnlich. Doch ich lege das Buch wieder zurück. Stattdessen greife ich unters Bett und hole die Schachtel mit den Fotos hervor, kippe sie auf der Matratze aus. Nichts als verblichene Ansichten aus der Vergangenheit. Kinderlachen, freche Schnuten, blitzende Augen, greifende Hände, gefrorene Bewegungen im Wald, am Strand, eingepackt in dicke Jacken, die Gesichter umschlossen von kleinen Kaspermützen aus Wolle, mit der behandschuhten Kinderhand Schnee auf den Fotografen schmeißend. In Zeitlupe ziehen die Erinnerungen vor meinem inneren Auge vorbei. Langsam werden die Bilder deutlicher, ein Riese hebt sie aus dem Nebel der Zeit, wischt sie sauber. Mein Blick fällt auf das kleine Tagebuch. Ich

packe zu und werfe es gegenüber an die Wand. Woher die plötzliche Wut? Auf was? Auf das Warum? Es gibt kein Warum. Die Frage danach ist völlig sinnlos. Ich lege vorsichtig alle Fotos wieder in die Schachtel, bis auf ein Bild. Mein Sohn. Da muss er knapp zwei Jahre alt gewesen sein. Auf der Rückseite habe ich nichts vermerkt, aber ja, zwei Jahre ungefähr. Pures Glück. Intensive und bedingungslose Zuneigung. Liebe. Zumindest in den alkoholfreien Zeitfenstern. Was hatte Canard gesagt? Er will Leander und ich kann meinen Sohn retten? Vor was? Er ist jetzt vierzig Jahre alt. Wenn er jetzt noch nicht gerettet ist, was kann ich da noch machen? Vorsichtig stecke ich das Foto wieder in die Schachtel, mache den Deckel drauf und stelle sie unter das Bett.

Meinen Bruder töten! Idioten! Und ich soll meinen Sohn retten. Vor was? Ich habe keine Ahnung, was mein Bruder ihnen getan hat. Aber ich will es wissen. Aus irgendeinem Grund will ich es wissen. Ein Mörder werde ich nicht, aber wenn ich mich auf diese Sache einlasse, kann ich ihn warnen. Ihm sagen, was dieser Widerstand vorhat. So oder so komme ich nicht mehr aus der Sache raus. Beim Präsidenten der EU bin ich dann wohl sicherer aufgehoben als hier. Aber warum hat er Guerlaine geschickt? Ein Anruf genügt doch, *„Hallo, hier das Büro des Präsidenten. Moment, ich verbinde ...“* Aber ja, es geht ihm genau wie mir. Er kennt mich nicht mehr. Misstraut mir vielleicht ... Völlig erschöpft sinke ich zurück und falle in einen unruhigen Schlaf voller quälender Träume.

Montag, 03.08.2037

Aufwachen, noch vor den wenigen Vögeln da draußen. Dass es überhaupt noch welche gibt, bei diesen Temperaturen und der Insektenarmut. Das Licht des neuen Tages gibt sich Mühe, die Nacht zu vertreiben. Mein Kopf schmerzt auf unangenehme Art, von innen heraus, so habe ich jedenfalls den Eindruck. Die Bilder meiner Träume wollen sich nicht verziehen, selbst mit offenen Augen sehe ich sie direkt vor mir, fühle ihre Anwesenheit unmittelbar um mich herum. Voller ungestümer Angst springe ich aus dem Bett und versuche sie abzuschütteln. Beide Flügel der Balkontür sind offen. Lediglich das fast transparente Fliegengitter muss ich aufdrücken, um nach draußen zu gelangen. Dämmerung im Osten, die Nacht im Westen. Und tiefes Atmen. Das buschige Gelände mit den paar Bäumen liegt

vor mir und zieht sich links den Hang hinauf, zu den schroffen Kalkfelsen. Den drohenden Schatten. Die Welt wartet. Auf was? Dass ich mich auf den Weg mache? Wohin? Bin ich jemals zur Ruhe gekommen? Nein. Nie wirklich. Aber die Würfel sind gefallen. Ich glaube, es gefällt mir sogar, unterwegs zu sein. War mein Leben hier ein langer Selbstbetrug? Meine Gedanken ziehen Zugvögel gleich durch die Jahre. Ich gehe wieder ins Bett. Die Traumbilder verschwimmen und bald schlafe ich ein. Im Traum ist jemand, der mir davon erzählt, wie ein Auto auf den Hof fährt, der Kies unter den Reifen knirscht. Zwei Türen werden zugeschlagen, aber ich sehe keine Personen dazu und außerdem klingelt es plötzlich, aber niemand steht vor der Tür. Wieder klingelt es. Das gibt's doch nicht, denke ich und öffne die Augen. Es ist hell. Die Uhr auf dem Rechnerdisplay zeigt halb elf. Schon halb elf?! Jedenfalls ist das Kopfweh weg. Wieder klingelt es. Ich erschrecke. Also doch kein Traum. Gleichzeitig werde ich wütend. Es gibt keine Ruhe mehr! Sie haben mich entdeckt und beschlossen, mein Leben umzukrempeln. Wer auch immer sie sind ...

Es zahlt sich aus, dass ich mit Kleidern ins Bett bin, gehe die Treppe runter zur Haustür und öffne. Zwei Gendarmen stehen vor mir, was mich nun wirklich überrascht.

»Guten Morgen, Monsieur Bernheimer. Wir haben Sie hoffentlich nicht geweckt?«
Für einen kurzen Moment bin ich sprachlos.

»Nein, schon gut. Was gibt es denn?«

»Dürfen wir reinkommen?«

»Ja, aber ja, bitte, kommen Sie in die Küche.« Ich trete zur Seite und lasse beide herein. Der eine von ihnen, der mich begrüßt hat, ist so groß wie ich, der andere fast einen Kopf kleiner. »Bitte, links durch die Tür.« Sie gehen in die Küche und stellen sich nebeneinander vor den Tisch. »Setzen Sie sich. Darf ich Ihnen etwas anbieten? Vielleicht einen Saft?«

»Für mich gerne«, meint der Größere und setzt sich auf die Bank. Der andere nimmt den Stuhl an der Stirnseite und nickt nur. Also gebe ich beiden ein Glas Orangensaft und nehme vor dem Fenster Platz.

»So, meine Herren, was kann ich für Sie tun?«

»Monsieur Bernheimer«, beginnt der Große, zieht ein Bild aus seiner Jackentasche und schiebt es herüber, »kennen Sie diesen Mann?« Ich nehme das Bild. Das ist doch nicht möglich ...

»Aber ja kenne ich den. Das ist Monsieur Guerlaine. So zumindest hat er sich mir vorgestellt.«

»Seit wann kennen Sie ihn?«

»Er kam vor ein paar Tagen, am Donnerstag war das, zum ersten Mal hierher. Er sagte zu mir, er arbeite in der Präfektur und solle sich im Auftrag des Büros für Tourismusedwicklung erkundigen, ob ich einen Teil meines Grundstücks an die Präfektur abtreten wolle, um eine Verbreiterung der Straße hoch zum Pass zu ermöglichen. Im Gegenzug würde ich hier unten ein Stück vom Wald erhalten. Ich sagte ihm, dass ich mir das durchaus vorstellen könne, bat mir aber noch Bedenkzeit aus. Dann ging er wieder und versicherte mir, dass er sich in ein paar Tagen melden würde.« Der größere Gendarm trinkt einen Schluck vom Orangensaft. Der Kleinere schaut mich nur unentwegt an und schweigt.

»Hat er sich wieder gemeldet?«

»Tags darauf habe ich bei der Präfektur angerufen und wollte ihn sprechen. Dort teilte man mir mit, es würde keinen Monsieur Guerlaine geben, auch kein Büro für Tourismusedwicklung und schon gar keinen Plan, hier irgend etwas an der Straße zu verändern. Es müsse sich wohl mit aller Wahrscheinlichkeit um einen Grundstücksmakler handeln, der auf diese Art an Informationen kommen wollte. Sie können sich vorstellen, dass ich nicht nur überrascht war, sondern auch sehr verärgert ...« Der kleine Gendarm räuspert sich, als wollte er etwas sagen. Ich unterbreche meine Erzählung, aber er schweigt weiterhin. Da sein Kollege ebenso abwartet, fahre ich fort.

»Am Samstagabend, etwa gegen 22 Uhr, bekam ich dann einen Anruf von Guerlaine. Ich sprach ihn auf seine Lügen an, woraufhin er für einen Moment ruhig war, sich dann aber entschuldigte und damit herausreden wollte, dass dies alles nur ein nützlicher Vorwand war, um ruhig mit mir sprechen zu können, weil ich ihn – seiner Meinung nach – wohl gleich abgewiesen hätte. Ich sagte ihm, er solle mich nie wieder anrufen. Gestern, am frühen Nachmittag, tauchte er plötzlich hier auf. Ich rief ihm durchs Küchenfenster zu, er solle sich dünn machen. Ich

drohte mit der Gendarmerie, würde er noch einmal hier auftauchen. Tja, nun sind sie ja sogar einen Tag später gekommen. Wegen was denn überhaupt, wenn ich fragen darf?»

Groß und Klein sehen sich an. Dieses Mal zieht der Kleine ein Foto aus seiner Jackentasche und reicht es mir. Ein großes Foto, sehr detailscharf, aber es ist kaum etwas zu erkennen. Ein völlig zerschmettertes Auto liegt auf dem Grund der Verdon-Schlucht. Es ist unschwer zu übersehen, dass es der Verdon ist. Vermutlich irgendwo zwischen La Palud und Moustiers. Vom Fahrzeug selbst ist nicht viel mehr übrig als einige zerfetzte Rahmen- und Karbonteile. Nur an einer Stelle sehe ich deutlich die Farbe, ein Silbergrau. Ganz eindeutig nicht der blaue Renault. »Auweia, das sieht nicht besonders gut aus. Und Guerlaine war da drin?»

»Guerlaine war da drin. Ganz eindeutig. Wir haben ihn anhand seines DNA-Abdrucks identifiziert«, bestätigt der kleine Gendarm.

»Aha, sie hatten seinen DNA-Abdruck?«

»Aber ja, Monsieur, seit dem ersten Januar diesen Jahres wird von jedem EU-Bürger der DNA-Abdruck genommen ... haben Sie das nicht mitbekommen?« Sie schauen mich beide verwundert an.

»Das hab ich wohl vergessen.« Ich lege das Foto auf den Tisch und schiebe es dem Kleineren hin. Da fällt mir plötzlich ein, was mir Unbehagen bereitet, wenn ich an Guerlaines Tod denke. »Wie kommen Sie eigentlich auf mich?«

»Wir haben in seinem Wagen einen Terminkalender gefunden und dort ist ihre Adresse eingetragen. Für eben den letzten Donnerstag. Dazu noch einige andere Eintragungen, die wir aber nicht entziffern können, weil er es offenbar in einer, nur für ihn lesbaren, abgehackten Schrift festgehalten hat. Eine Art Steno vermuten wir.«

»Und Sie sind sicher, dass Guerlaine im Wagen saß?«

»Da sind wir absolut sicher. DNA lügt nicht.« Der kleine Polizist fixiert mich. Offenbar ist er der erfahreneren und misstrauischere von beiden. »Wieso fragen Sie?«, will er wissen.

»Weil das dort in der Schlucht nicht dasselbe Auto ist, das am Donnerstag vor meiner Tür stand.« Sie sehen sich an.

»Mit welchem Fahrzeug war er denn hier?«

»Es war ein blauer Renault. Eine Limousine. Meine Kenntnisse über Autos sind beschränkt, aber ich vermute ein Fahrzeug mit Brennstoffzellen. Es hatte getönte Scheiben. Und Guerlaine war nicht alleine. Ein Fahrer oder eine Fahrerin war dabei. Ich kann es nicht mit Sicherheit sagen. Die Person saß die ganze Zeit im Wagen, direkt vorne am Weg. Kurze Haare, sicher größer als Guerlaine. Gestern war er ebenfalls mit diesem Fahrzeug hier, und auch die Person war wieder von hinten zu sehen.«

Der Kleine macht sich Notizen. »Fällt Ihnen sonst noch etwas ein?«

»Ja. Es war ein Mietwagen, nehme ich mal an. Auf der Windschutzscheibe klebte das Etikett einer Mietwagenfirma aus Marseille. Das Kennzeichen war aber von hier.«

Der Kleine legt den Kopf schräg. »Sie sind ein guter Beobachter.« Ich meine in seiner Stimme so etwas wie Argwohn zu hören.

»Und noch eins ...«

»Ja?«

»Gestern, als ich Guerlaine abgewimmelt habe, schaute er sich zum Fahrzeug um, entschuldigte sich bei mir, schaute sich wieder um, und ... ich weiß nicht, aber mir drängte sich der Eindruck auf, er hatte Angst.«

»Angst? Vor was oder wem?«

»Vor der Person im Wagen.«

Beide sehen sich erneut an und schweigen. Meine Ausführungen haben zumindest den Kleinen stutzig gemacht. In meinem Kopf entsteht ein weiterer Bogen, eine Brücke zu einem anderen Gedanken, der mir in diesem Zusammenhang kommt. »Sagen Sie mal ... wie ist er denn von der Straße abgekommen? Zu hohe Geschwindigkeit?« Der Kleine zieht die linke Augenbraue nach oben und fixiert mich.

»Das ist komisch, dass Sie das fragen? Ich meine, wenn Sie die Frage zuvor gestellt hätten, aber so ... nach ihren Schilderungen und Eindrücken, ist das irgendwie komisch. Finden Sie nicht?«

»Nein, eigentlich nicht. Denn bisher habe ich dem wohl keine Bedeutung beigemessen. Ich frage deshalb danach, weil meiner Meinung nach hier etwas nicht zusammen passt.«

»Richtig«, bestätigt der Kleine. »Hier gibt es Ungereimtheiten. Und nun plötzlich interessiert Sie ein Detail?«

»Ich verstehe, dass Sie nachhaken ... aber wenn ich etwas damit zu tun hätte, dann würde ich das wissen und deshalb nicht fragen, oder? Nur um freiwillig einen Verdacht auf mich zu lenken?« Gerade will er etwas erwidern, da legt der Große eine Hand auf seinen Unterarm und nickt ihm sachte zu, bevor er mir antwortet.

»Monsieur Bernheimer, aus Ihrer Sicht ist das nur zu verständlich, aus unserer Sicht leider auch. Wir sind Polizisten. Es ist unsere Arbeit, Ungereimtheiten nachzugehen. Um aber auf ihre Frage zu antworten, Guerlaine war schon tot als er am Grund der Schlucht ankam. Jemand hat das Fahrzeug über den Abgrund geschoben. Er wurde auf keine gängige Weise getötet, keine Kugel, Stiche oder sonst etwas. Tatsache ist, dass er wohl bereits zwei Stunden vorher nicht mehr am Leben war. Wenn er aufgrund eines körperlichen Gebrechens verstarb, wie kam er dann in das Fahrzeug und mit ihm auf den Grund der Schlucht?« Er sieht mich fragend an. Ich zucke mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Aber wenn ich Ihre Arbeit machen würde, könnte ich mir vorstellen, nun nach dem blauen Renault und diesem Fahrer oder einer Fahrerin suchen zu lassen.« Sie trinken die Gläser leer und stehen auf.

»Monsieur Bernheimer, wir müssen gehen«, sagt der Große. »Vielen Dank für die kleine Erfrischung. Sie haben uns sehr geholfen.« Ich schüttle seine überraschend weiche Hand. Dann legt er ein marineblaues Visitenkärtchen auf den Küchentisch. »Falls Ihnen noch etwas einfällt, zögern Sie nicht, uns anzurufen. Wir sind jederzeit für Sie da. Ich möchte mich auch im Namen der Gendarmerie für ihre Mitarbeit bedanken.«

»Ja, kein Problem, das mache ich doch gerne. Das ist der freundlichste Abschied eines Polizisten, den ich jemals gehört habe.«

Er lächelt. »Das gehört zu unserer neuen Charme-Offensive. Mit Freundlichkeit kommt man weiter.«

»In der Tat«, entgegne ich.

Endlich sind sie draußen und ich schließe die Tür. Dabei grübele ich, ob einfaches Abschließen ausreicht. Canard hatte es ja auch problemlos in meine Küche

geschafft. Vorsichtshalber rücke ich beide Verriegelungen in die vorgesehenen Öffnungen und stelle zu guter Letzt den Kleiderständer vor die Tür. Das ist jetzt aber pure Paranoia, oder? Es wird immer mysteriöser. Guerlaine ermordet? Ich habe das dringende Bedürfnis, mit einer Person über all das zu reden. Aber mit wem? Mir fällt niemand ein. Madame Colombier, Françoise? Nein, völlig unrealistisch. Richard? Ebenso zwecklos. Es gibt tatsächlich niemanden dort draußen. Diese Erkenntnis, obgleich schon seit langem Wahrheit, trifft mich in diesem Moment umso intensiver. Vielleicht hilft ein Milchkaffee?

Ich schäume die Milch und schiebe Milchschaum mit dem Löffel in den Espresso. Dann setze ich mich und nehme das Visitenkärtchen des Polizisten in die Hand. Sieh an, ein Kommissar namens Yannic Montand aus Digne-les-Bains. Also nicht nur ein Verkehrspolizist aus dem Nachbardorf. Mit der Tasse gehe ich wieder hoch und aktiviere das Tablet. Für eine Millisekunde blendet die Konsole des Linux-Derivats auf, dann die gewohnte Oberfläche. Sogleich meldet sich das Mailsystem und überträgt die gespeicherten Nachrichten. Mein Filter löscht rigoros den SPAM. Übrig bleiben nur drei Nachrichten. Die erste betrifft meine Anfrage nach dem Nachnamen Guerlaine. Insgesamt gibt es 142 von ihnen im Umkreis von 100 Kilometern. Das hat sich ja erübrigt, also ziehe ich diese Info in den Mülleimer. Die zweite Nachricht ist die Bestätigung über eine Online-Überweisung der Commerzbank Berlin. Der korrekte Betrag. Auf Richard ist Verlass. Die dritte Nachricht ist ohne Inhalt. Damit meine ich, es ist kein Text dabei, nichts, nur ein Betreff: *„Umzug am 4. August 2037“*. Der Absender ist ein gewisser Bruno Nancy. Bruno hat seinen Mailaccount bei MailAtlantique. Ich kenne weder einen Bruno Nancy noch den Provider. Mit dem Finger lege ich die Nachricht auf den Papierkorb. Als ich loslasse, startet das Linux-Derivat in der Konsole, allerlei Zeichen tauchen in schneller Abfolge auf. Dann ein Text. Sie beginnt mit *„Guten Tag, Monsieur Meissner ...“*

Kapitel 3

Abreise

Dienstag, 4. August 2037

Was werde ich noch brauchen? Nicht viel. Was ich vergessen habe, kann man problemlos unterwegs besorgen. Alle Möbel sind mit weißen Laken abgedeckt, ein Nachsendeantrag auf dem Mailaccount angemeldet und bei Richard habe ich mich verabschiedet. Er wollte wissen, ob für drei oder vier Wochen, aber ich konnte es ihm nicht sagen. Also nannte ich ihm einen Zeitraum von fünf Wochen. ‚*Urlaub?*‘, fragte er ungläubig. ‚*Recherchen*‘, gab ich ihm zur Antwort. Was ja auch ungefähr stimmte. Er akzeptierte es murrend. Ich versprach, unterwegs zu lektorieren, so wie ich Zeit hätte. Schließlich wünschte er mir viel Spaß und beendete das Gespräch.

Es ist kurz vor zehn vormittags. Der Lebensmittelservice ist da, um die verderblichen Nahrungsmittel abzuholen. Was für eine sinnvolle Idee. Es war Françoise, die mir vorgeschlagen hatte, alles abholen zu lassen, um es an Bedürftige zu geben. Sie sagte, es sei eine EU-eigene Einrichtung, ein staatlicher Dienst, der erst vor zwei oder drei Jahren europaweit ins Leben gerufen wurde — was ich doch glatt verpasst hatte. Das Bild meines Bruders fällt mir ein. Offenbar hat er ganz gute Ideen.

Am meisten Kopfzerbrechen macht mir jedoch Françoise. Ihr erzählte ich lediglich, ein paar Wochen für einen Roman recherchieren zu wollen. Natürlich wollte sie genau wissen, was ich denn recherchieren wolle. Welches Thema ... ich blieb vage, wick ihr aus, aber ich sah ihr an, dass sie mir nur bedingt glaubte und mehr dahinter vermutete. Doch was hätte ich ihr sonst sagen sollen? Die Wahrheit? Und sie dadurch mit in die Sache hineinziehen? Ich log sie also zwangsweise an. Keine wirklich gute Voraussetzung für eine intensivere Bekanntschaft.

Nun sitze ich vor dem großen Rechner und gehe in Gedanken die Liste der Dinge durch, die ich eingepackt habe. Abgesehen von meinem Waschbeutel, sind das Kleider für eine Woche, das Tablet, Smartphone, Papiere und vor allem Bargeld. Ohne Bargeld fühle ich mich nackt. So weit, so gut. Ich sehe auf die Uhr. Das Taxi

wird gleich kommen. Zeit zu gehen. Mit der Tasche in der Hand gehe ich nach unten, kontrolliere die Küche. Alle Geräte sind ausgeschaltet. Fast bereue ich es, kein Remotemodul in der Hauselektrik eingebaut zu haben. So hätte ich jederzeit von überall auf die elektrischen Einrichtungen im Haus zugreifen können. Aber wie hätte ich ahnen sollen, eines Tages für längere Zeit wegzufahren. Dieser Gedanke war mir so fremd geworden ... ein Irrtum.

In diesem Moment fährt das Taxi auf den Hof. Es ist soweit. Ich gehe hinaus, schließe ab. Ein letzter Blick. Dann mit der Tasche zum Wagen. Der Kies knirscht unter meinen Sohlen. Die Taxitür öffnet elektrisch. Ein modernes Fahrzeug, Zweisitzer, ähnlich wie die alten Kabinenroller aus den Fünfzigern des letzten Jahrhunderts. Allerdings mit Akku und Elektromotor. Passagier hinter dem Fahrer. Ich steige ein.

»Guten Tag, Monsieur Bernheimer«, begrüßt er mich über die linke Schulter.

»Guten Tag.«

»Stimmt das Fahrtziel? Busbahnhof Castellane?«

»Mh, das ist korrekt.«

»Bitte schnallen Sie sich an.«

»Ja, mach ich.«

Ich ziehe den Gurt über die Schulter und raste die Schnalle ein. Mein Blick fällt auf das Haus, auf fast fünfundzwanzig Jahre hinter diesen wunderbar kühlen Mauern. Kein einziges Mal war ich länger als maximal einen Tag weg gewesen. Nach Castellane, zu Françoise oder zum Gemüsehändler, dann und wann in den Supermarkt. Ab und zu nach Nizza. Es gibt nicht mehr viele Geschäfte hier, kaum noch junge Leute im Ort. Sie ziehen alle weg in die Zentren. Wie schnell ist doch die Zeit vergangen, wie schnell bin ich hier alt geworden. Und nun? Auf dem Weg zurück in die Welt? In was für eine Welt eigentlich? Ein Kribbeln läuft meinen Rücken hinab. Seit Ewigkeiten hatte ich dieses Gefühl von Neugier und angespannter Erwartung nicht mehr. Jetzt, in diesem Taxi, wird mir klar, dass ich wieder in die Welt möchte.

Verwundert stelle ich fest, dass wir schon fahren. Was für einen angenehmen Fahrstil der Taxifahrer doch hat. Ich lehne mich zurück und betrachte die nur noch teilweise bewaldeten Hügel. Erschreckt stelle ich fest, wie sehr sie sich verändert

haben, seit ich vor vierzig Jahren zum ersten Mal hier Urlaub machte. Kaum noch größere Wälder, mehr einzelne Bäume, Buschwerk, die schroffen Hänge und Steilwände werden zunehmend sichtbar, hellgrauer Kalkstein der zerbröseln. Die Sonne bricht ihn auf. Die Seealpen trocknen aus.

»Was gibt es in den Nachrichten?«, frage ich den Fahrer unvermittelt. Du meine Güte, denke ich erstaunt. Was für eine Frage. Wie komme ich nur auf die Idee, eine so dämliche Frage zu stellen?

»Das Übliche«, meint er. »Ist ja eh jeden Tag dasselbe. Ich kümmere mich, ehrlich gesagt, gar nicht so sehr um die Nachrichten. Bin froh, wenn ich genug Fahrten habe, um über die Runden zu kommen.«

»Ah, ja, das kann ich verstehen.« Wir schweigen wieder und nach einer Viertelstunde Schweigen erreichen wir Castellane. Direkt vor dem Bussteig lässt er mich raus, zieht das Lesegerät. Statt des Smartphones, halte ich dem Guten einen Fünfinger unter die Nase. »Stimmt so.«

Er bedankt sich überschwänglich und fährt lächelnd von dannen. Ich schaue auf die Kirchturmuhren. In zehn Minuten kommt das Shuttle nach Nizza. Nach und nach werden es immer mehr Menschen. Die meisten habe ich noch nie gesehen, aber das eine oder andere Gesicht ist mir durchaus bekannt. Castellane hat ungefähr 1.300 Einwohner, wobei es jedes Jahr weniger werden. Die Gesichter auf dem Bussteig sind ausnahmslos ältere Semester. Wieder mein Blick auf die Uhr, aber in diesem Moment kommt der Bus, hält und wir bewegen uns auf den Einstieg zu. Ich lasse mir Zeit und stelle mich als letzter in die Reihe. Am Einstieg muss man das Smartphone an das Lesegerät drücken. »Nizza«, sage ich laut und der Betrag wird vom Konto abgebogen.

Es ist nicht viel Platz. Knapp dreißig Sitze und die meisten sind besetzt. Die Linie führt von Digne-les-Bains zwei Mal am Tag nach Nizza und zurück. Ich vermute — oder hoffe — dass die meisten Mitfahrer innerhalb der nächsten zwanzig Kilometer wieder aussteigen. Die hintere Sitzreihe ist komplett frei. Dort mache ich es mir bequem. Seltsam. Ältere Leute sitzen ungern ganz hinten. Vermutlich wird ihnen da immer schlecht. Das war schon in meiner Jugend so. Mir macht es nichts aus. Pünktlich um halb zwölf fahren wir los. Ich überlasse mich dem leichten

Schaukeln und gemütlichen Brummen der Elektromotoren. Wer nicht aus dem Fenster sieht, starrt auf sein Smartphone oder eine Komwatch. Liest jemand ein Buch? Eine Zeitung? Nein. Die Zeiten sind vorbei.

Tatsächlich dauert es nicht lange und der Bus hat sich fast geleert. Kurz nach halb drei sind wir in Escragnoles und folgen der Route Napoléon. In Saint Vallier-de-Thieu legen wir fünfzehn Minuten Pause ein und warten auf einen anderen Bus, der Passagiere aus umliegenden Dörfern bringt. Zehn Minuten später geht es über den Kamm und vor uns liegt Grasse. Wieder fünfzehn Minuten Aufenthalt. Einige Passagiere steigen aus, andere kommen hinzu. Ich bleibe sitzen, betrachte das geschäftige, südfranzösische Treiben und döse ein.

Dunkles Brummen holt mich aus diesem Zustand zurück in die Realität. Die Elektromotoren bewegen uns aus dem Bussteig. Bis Le Cannet ist keine Haltestelle mehr. Es geht auf die Autobahn. Bei der Auffahrt auf die La Provençale fädeln wir auf die Automatikspur ein und überlassen uns dem Fluss der Fahrzeuge. Wir nähern uns Nizza. Am ehemaligen Flughafen überqueren wir die Var. Gleich darauf knickt die Autobahn nach links. Der Bus nimmt die Ausfahrt zur Promenade Edouard Corniglion-Molinier. Was früher einmal der Flughafen war, ist jetzt Stützpunkt der europäischen Grenzüberwachung Frontex und nicht einsehbar. Flugverkehr ist europaweit stark reduziert. EuroRail verbindet die Metropolen. Ich bin aufgeregt. Mit jedem Meter werde ich unruhiger. Fast meine ich, wieder Kind zu sein vor dem ersten großen Ausflug. Den Geruch von Ferne in der Nase.

Endlich biegen wir in den Boulevard Gambetta. Das Kribbeln ist kaum noch auszuhalten. Was bin ich doch für ein alter Trottel! Reisefieber! Wie kann ein Gefühl komplett in Vergessenheit geraten? Ich habe in einer Raumkapsel gelebt, irgendwo auf dem langen Flug zwischen zwei Planeten. Auch in der Innenstadt ist man unter der Kontrolle von Automatikfahrspuren, biegen rechts in die Avenue Thiers ein. Da sind die Gleisanlagen, weiter vorne der Bahnhof. Ich stehe auf, greife nach der Tasche und spüre einen deutlichen Harndrang. Meine Güte! Die erste Reise seit Urzeiten und ich muss auf die Toilette noch bevor es richtig losgeht.

Der Bus hält. Ich atme einmal tief durch, steige als letzter aus, wünsche dem Fahrer noch einen schönen Tag und mache mich auf den Weg zur Empfangshalle

des Bahnhofs. Es ist viertel nach vier. Mein Zug fährt um zehn vor fünf. Noch genug Zeit für die Toilette und den Kauf eines Buches. Zuerst besorge ich ein Ticket am Automaten, halte das Smartphone dagegen und nenne mein Ziel. »Cologne, Allemagne!«, sage ich laut. Er versteht mich auf Anhieb und will wissen, welche Klasse ich fahren möchte. Erste Klasse, bitte. Der Automat zieht den Betrag ein und speichert das Ticket. Wann bin ich das letzte Mal mit dem Zug gefahren? Mir fällt es nicht ein. Hinter mir räuspert sich jemand. Ich drehe mich und entschuldige die Verzögerung.

Weiter geht es in Richtung der Ladengeschäfte, auf der Suche nach einem Buchladen. Vergeblich. Bleibt nur ein Zeitschriftenkiosk. Die Auswahl an lesenswerten Büchern in Papierform ist verschwindend gering. Meist nur Hörbücher, aber fast ausschließlich von Boulevardautoren oder Massenware. Sommer, Sonne, Liebe, Verwicklungen — und natürlich ein Happy End. Die Menschen werden sich nie ändern. In einem hohen Stapel, bestehend aus Büchern mit Deckeleinband und Taschenbüchern, entdecke ich auf einmal eine mir unbekannte Neuauflage einiger Steinbeck-Werke. Von einem mir völlig unbekanntem Verlag. Insgesamt fünf Titel. Ich klemme sie alle unter den Arm, gehe zur Kasse und lege sie auf die Kassentheke. Die Verkäuferin schaut mich interessiert an.

»Sie mögen Steinbeck?«, fragt sie neugierig.

»Oh ja, sehr. Ein außergewöhnlicher Schriftsteller. Finden Sie nicht auch?« Sie wird rot. Warum, ist mir nicht klar.

»Ja, Monsieur, deswegen habe ich die Bücher hier. Ich dachte, das macht das kleine Lädchen hier ein bisschen besser, heller ... ich weiß nicht, wie ich das sagen soll. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ich verstehe, was Sie meinen«, gebe ich nickend zur Antwort. »Aber warum verstecken Sie dann die tollen Werke in einem Stapel? Wenn Sie etwas mehr kulturellen Glanz in den Bahnhof bringen möchten, dann dürfen Sie die Bücher nicht verstecken. Besorgen Sie sich von einem Verlag ein großes Porträt von Steinbeck und stellen Sie es zusammen mit den Büchern in ihre

Schaufensterscheibe. An einem solchen Charakterkopf werden nur die wenigsten gedankenlos vorbeigehen.« Sie sieht mich ungläubig an.

»Meinen Sie wirklich, das würde funktionieren?«

»Das wird funktionieren. Jede Wette. Einige Menschen werden stehenbleiben, andere werden hereinkommen, blättern und vielleicht einige Fragen an Sie richten. Wenn Ihnen die Literatur am Herzen liegt, dann müssen Sie es tun. Das sind Sie dieser Kunst und Ihrem Anspruch schuldig.« Sie überlegt offensichtlich und stützt das Kinn auf ihre kleine sommersprossige Hand.

»Ich werd's mal ausprobieren, Monsieur. Was für Autoren würden Ihnen denn da noch einfallen?«

»Also, wenn ich an Charakterköpfe denke, die sich ausgezeichnet auf einem Plakat machen, natürlich nur in Schwarzweiß, dann fällt mir auf jeden Fall Beckett ein, Samuel Beckett. Und natürlich Aitmatow. Nicht zu vergessen Charles Bukowski.« Sie schreibt fleißig mit und ich nenne ihr noch einige andere Autoren mit Charakterköpfen. »So, das reicht fürs erste. Einmal im Monat machen Sie einen Leseabend hier im Bahnhof. Nach Feierabend. Am Anfang läuft das bestimmt schleppend an, aber warten Sie mal ab, das wird schon werden. Und vielleicht haben Sie sich nach einem Jahr einen kleinen, aber feinen Namen gemacht.« Sie sieht mich an wie hypnotisiert.

»Madame? Geht's Ihnen gut?«

»Ja ... natürlich geht's mir gut. Vielen Dank, Monsieur, vielen Dank.«

Sie streckt mir die Hand hin. Eine zarte, sommersprossige, feingliedrige Hand. Ich nehme sie vorsichtig und drücke sachte zu. »Nach meiner Reise komme ich wieder vorbei und schaue mal nach, wie es Ihnen geht mit Ihrem dann neu eingerichteten Laden.« Vorsichtshalber lasse ich die Hand los. Sie lächelt, scannt die Bücher und packt sie in eine Papiertüte die ich im Rucksack verstaue.

»Wo soll es denn hingehen?«, will Sie wissen.

»Ich fahre nach Deutschland, meine Schwester besuchen.«

»Oh, nach Deutschland ... und Sie haben da eine Schwester?«

»Ein paar Jahre älter als ich, aber noch ganz fit.«

»34,90 bekomme ich für die Bücher.«

Smartphone auf den Scanner. Ich hasse diese Bezahlmethode. Es piept einmal und ich habe keine Ahnung, ob alles korrekt abgelaufen ist. »Auf Wiedersehen, Madame ...«

»Chevalier.«

»Chevalier? Was für ein hübscher Name.«

Sie wird wieder rot und schaut zur Seite. »Auf Wiedersehen, Monsieur. Und grüßen Sie Ihre Schwester.« Ich nicke und gehe in die Vorhalle. Zeit für einen Toilettengang und gar nicht einfach, in diesem Wald aus Schildern und Zeichen das WC-Symbol zu finden, aber schließlich entdecke ich die Toilette und stelle mich vor das Pissoir. Trotz meines fortgeschritteneren Alters hat sich noch keine erhöhte Frequenz beim Wasserlassen eingestellt. Das beruhigt mich. An der weiß gefliesten Wand stehen allerlei Sprüche. Klosprüche. Ich lese einen nach dem anderen. Dabei fällt mir auf, dass die meisten mit ein und derselben Handschrift geschrieben sind. Meist Bibelzitate. Korinther, Paulus, Lukas und was weiß ich noch alles. Die Klosprüche, die keine Bibelzitate sind, beziehen sich aber ausschließlich auf die selbigen. *„Verpissst Euch!“*, *„Jesus war schon immer tot“* oder der hier: *„Wer glaubt, lügt!“* Ich schaue nach beiden Seiten. Überall dasselbe. Bibelzitate und Antworten darauf. Komisch. Als ob es sich hier um eine Art Privatfehde handelt. Ich wasche die Hände. Selbst der Waschraum und die Spiegel sind auf diese Art verschmiert. Was ich nirgendwo entdecken kann, ist ein lustiger Spruch, etwas humorvolles, selbstironisches oder so einen Standardklospruch wie *„Kilroy was here“*. Die Zeiten sind offenbar vorbei.

Auf dem Smartphone steht jetzt die Verbindung mit Bahnsteig und Uhrzeit. Es piept zur Erinnerung. Genua-Mailand, Gleis drei, Abfahrt 16:50. Zeit zu gehen. Die Rucksacktasche auf dem Rücken, mache ich mich auf den Weg zum Gleis. In der Unterführung ist nicht sehr viel los, und die Rolltreppe hinauf zum Bahnsteig leer. Jetzt hoffe ich auf einen angenehm leeren Zug. Zumindest mein Abteil würde ich gerne für mich alleine haben. Ich setze mich auf eine Bank. Viertel vor fünf. Ein Regionalzug fährt ein. Er kommt aus Menton und fährt nach Marseille weiter. Ich sehe nach links. Von dort muss mein Zug kommen. Mein Magen ist ganz verkrampft. Warum bin ich nur so nervös? So angespannt? Habe einen ganz

trockenen Mund. Noch ein Blick nach Westen. Nichts. Was ist, wenn er nicht pünktlich eintrifft? Einfach warten. Es weht ein warmer Wind. Der Regionalzug fährt ab. Eine Sprecherin gibt die bevorstehende Ankunft des Zuges bekannt. Ein EuroRail mit der Nummer 478, dem man den Namen *Garibaldi* gegeben hat. Er kommt aus Barcelona und fährt nach Berlin. Ein Zug in die alte Heimat; was mal Heimat war. Ich höre ein Summen und schaue nach links. Er ist schon fast da. Wie leise er ist ... und schnittig. Mit sanftem Zischen kommt er zum Stehen, die Türen öffnen automatisch und einige Menschen steigen aus. Am Einstieg verlangt das Authentifizierungssystem mein Smartphone, überprüft die eingetragene Fahrkarte und meine Personalien. Ich werde akzeptiert und erst jetzt werden die inneren Abteiltüren freigegeben. Auf den Displays steht, dass die erste Klasse im hinteren Bereich liegt, also mache ich mich auf den Weg. Tatsächlich hält sich die Anzahl an Passagieren in Grenzen. Selbst in der zweiten Klasse gibt es noch genug Sitzplätze. Als ich das Bordrestaurant durchquere, setzen wir uns in Bewegung. Endlich kommen die Erste-Klasse-Waggons. Ohne in die Abteile zu schauen, gehe ich zum zweiten durch, der allerdings ein Großraumwagen ist. Also noch einen weiter. Dann habe ich endlich Glück. Ich nehme das zweite freie Abteil. Ein kurzer Blick ins folgende. Vor und hinter mir frei. Das ist mir am liebsten. Nicht zu viele Menschen zu Beginn. Ich stelle die Rucksacktasche auf einen der vier vorhandenen Sitze, zwei auf jeder Seite, gegeneinander versetzt. Eine kluge Lösung, gut für lange Beine. Seitlich dazwischen gibt es kleine Tische mit Kommunikationspanel. Ich lasse mich in den Sitz am Fenster fallen. Er gibt kurz nach und stellt sich pneumatisch auf mich ein. Ein leises Zischen und es wird richtig gemütlich. Wie angenehm. Nizza liegt schon hinter uns und durch das Glas der Abteiltür versuche ich einen Blick auf das Meer zu erhaschen, doch in diesem Moment kommt schon der erste Tunnel. Auf dem Display der Zuginformation werden Geschwindigkeit und weitere Informationen eingeblendet. Ich bin fasziniert und genieße das sanfte Dahingleiten bei dieser Geschwindigkeit. Wir fahren schon zweihundert Stundenkilometer. Ankunftszeit in Genua ist um halb sechs. Mit geschlossenen Augen lehne ich mich zurück. Meine letzte Zugfahrt ... wann habe ich die erlebt? Mir will es partout nicht einfallen. Was wird mich jenseits meiner kleinen Welt erwarten? Eines steht fest: Das Töten meines Bruders steht nicht auf dem Plan.

Aber das muss dieser Widerstand ja nicht mitbekommen. In meinem Kopf hat sich ein Gedanke festgesetzt, nein, ein Foto. Mein Sohn. Und die Information, dass er Vater wird; und ich Großvater. Ich muss einfach versuchen, einiges geradezurücken. Wer weiß, wie lange mir noch bleibt. Und meinem Bruder werde ich sagen, dass es Menschen gibt, die ihm schaden wollen oder dem, was er aufbaut. Zunächst muss ich aber das tun, was mir das Linux-Derivat sagt. Diesen ominösen Widerstand misstrauisch zu machen, ist sicher nicht ratsam. Mithin erst einmal die Anweisungen befolgen. Und die erste Anweisung lautet, mich am heutigen Tag in diesen Zug zu setzen und nach Köln zu fahren. Gut, ich hätte es ignorieren können. Aber was dann? Kommt morgen der große Rächer, um mich zu beseitigen? Nein. Ich ahne, warum sie mich ausgesucht haben. Weil möglicherweise nur ich in die Nähe meines Bruders kommen werde. Ich bin Familie.

Es klopft an die Abteiltür. Mein Puls beschleunigt. Wer kann das sein? Ich öffne die Augen und sehe eine junge Frau mit einem kleinen Blechwagen. Sie lächelt mich an. Ich nicke ihr zu und sie drückt auf den Türöffner. Es zischt. Die Fahrgeräusche werden lauter.

»Guten Tag, Monsieur. Sie sind zugestiegen?«

»Das ist richtig.«

»Darf ich fragen, wohin Sie fahren?«

»Nach Köln.«

»Oh, das ist eine weite Fahrt. Darf ich Ihnen etwas zur Unterhaltung anbieten?«

»Nein, vielen Dank, ich habe in Nizza einiges an Literatur gekauft. Aber haben Sie vielleicht etwas zu trinken?« Sie schüttelt den Kopf.

»Tut mir leid. Speisen und Getränke dürfen wir nicht verkaufen. Nur Zeitschriften und Bücher. Aber im Bordrestaurant bekommen Sie eine reichliche Auswahl an Speisen und Getränken.« Irgendwie macht sie einen traurigen Eindruck, also frage ich sie nach ihrem Sortiment.

»Gern, Monsieur, schauen Sie mal ...«, sie bückt sich, holt einige Magazine aus einer Schublade, kommt ins Abteil, setzt sich mir gegenüber und legt alles auf den Tisch neben mir. Ich blättere durch und verdrehe die Augen.

»Madame, das sind ja alles religiöse Zeitschriften. Haben Sie denn nichts anderes?« Sie schaut mich entgeistert an.

»Aber Monsieur ... natürlich sind das alles christliche Zeitschriften ...« Religiöse oder christliche Zeitschriften, wo ist da der Unterschied?, frage ich mich im Stillen.

»Von welchem Verein sind Sie denn?«, will ich wissen. Das arme Ding ist völlig verdutzt. Offenbar bin ich tatsächlich ein Fossil. Sie bringt die Zeitschriften zurück in den Wagen und setzt sich dieses Mal neben mich. Ich hatte gehofft, sie würde weiterziehen. Ihr Mund formt ein süßes Lächeln. Fast bin ich versucht, Sarkasmus an ihr loszuwerden, verkneife es mir, denn möglicherweise will ihr junges Herz einfach ein gutes Herz sein.

Sie ist hübsch, aber auf dem hübschen Gesicht liegt so etwas wie ein Schatten, wenn ich es so ungenau benennen darf. Mir fällt kein besseres Wort ein. Es ist mehr ein gewinnendes Lächeln, eines, dem man nicht widerstehen kann. Ein Missionslächeln. Nachsichtig ohne sein Gegenüber im Zweifel zu lassen, wer den tiefen Durchblick im Leben hat. Das ist es.

»Monsieur ...«, säuselt sie. »Sie haben so ein ehrliches Gesicht. Ich glaube nicht, dass Sie mich auf den Arm nehmen wollen. Schauen Sie, ich bin bei der Abendländischen Jugend, einer Organisation, die von der EU und der Abendländischen Erneuerung gegründet wurde. So eine Art Stiftung. Für ein halbes Jahr arbeiten wir für die Jugendorganisation ehrenamtlich. Das wird auf unser Studium angerechnet. Oder aber auf die Ausbildungszeit, wenn man ganz normal ins Berufsleben einsteigt.«

»Aha, na, wenn Sie das sagen.« Da gibt es irgendwo einen Haken. Eine Frage. Ich komme nur nicht drauf.

»Haben Sie etwa noch nie davon gehört?« Ihr entgeistertes Gesicht lässt mich fast lachen.

»Nein.«

»Wirklich?«

»Ganz im Ernst, junge Dame.«

»Ja, aber, sehen Sie keine Nachrichten? Social Media? Wie informieren Sie sich denn?«

»Gar nicht, wenn's geht.« Ich setze mich aufrecht und ein Seufzer kommt, den ich eigentlich zurückhalten wollte. Mir fällt die Frage wieder ein. »Sagen Sie mal, was ist denn mit den anderen jungen Leuten, die nicht bei dieser Jugendorganisation sind. Bekommen die das halbe Jahr nicht gutgeschrieben?«

»Doch, doch. Dieses ehrenamtliche halbe Jahr muss jeder Jugendliche leisten. Manche gehen ins Altersheim, andere in Kindergärten oder sonst wohin. Man muss aber trotz allem bei der Abendländischen Jugend Mitglied werden, selbst wenn man woanders die Arbeit verrichtet; und das bis zum jeweiligen Ausbildungsende.«

»So lang?«

»So lang ist das ja gar nicht. Wenn einer nur drei Jahre lang ne Lehre macht, war's das. Ein anderer studiert fünf Jahre und ist halt länger dabei.«

»Und wo ist dann der Sinn?«

»Der Sinn ist, alle Jugendlichen an das soziale Miteinander heranzuführen. Helfen, unterstützen, Anteilnahme und so weiter ... das ist doch nicht schlecht. Oder?« Sie sieht mich erwartungsvoll an.

»Hm, ja, das ist eigentlich eine gute Idee. Schließlich habe ich auch mal so was in der Art gemacht. Das kann den Horizont schon etwas erweitern.«

»Genau, Monsieur! Und was haben Sie ...« Bevor sie mich nach meinem Zivildienst ausfragen kann, unterbreche ich lieber gleich.

»Was hat das aber mit diesen religiösen, Entschuldigung, christlichen Zeitschriften zu tun? Ist das auch förderlich für ein soziales Miteinander?«

»Aber Monsieur, das ist doch der Unterbau aller Hilfe, Anteilnahme und Fürsorge. Glauben Sie nicht?«

»Warum sollte das der ...«

Sie kichert. »Aber Monsieur, das meinte ich nicht mit meiner Frage. Ich möchte wissen, ob Sie glauben. An einen Gott.«

»Was?«

»Na, an Gott, an unseren Herrn Jesus Christus, daran, dass er für uns am Kreuz gestorben ist, um uns zu erlösen.«

Jetzt muss ich doch einen sehr schweren Seufzer loswerden. »Ich glaube nicht.« Sie kneift ein Auge zu und fixiert mich mit dem anderen.

»Sie glauben nicht, dass Sie glauben? Jetzt wollen Sie mich aber ein bisschen auf den Arm nehmen, oder?« Ich ignoriere ihre Frage und will mehr über diese Jugendorganisation wissen.

»Was hat man denn davon, ein soziales Halbjahr in dieser Jugendorganisation abzuleisten, anstatt beispielsweise in einem Pflegeheim?«

»Wenn Sie Mitglied in der Abendländischen Jugend sind, aber woanders die Tätigkeit ausführen, wird nur das halbe Jahr angerechnet. Arbeiten Sie aber direkt für die Stiftung, haben Sie viel mehr Vorteile. Im Studium bekommen wir Hilfe bei der Wohnungssuche oder werden – bis wir eine Wohnung finden – bei anderen Teilnehmern einquartiert. Wir dürfen umsonst an Freizeiten teilnehmen, Ausflügen, Jugendlagern und was weiß ich noch alles. Wir bekommen zinslose Darlehen, falls es mal knapp wird im Studium. Auszubildende bekommen Unterstützung, also beispielsweise Nachhilfe für die Berufsschule oder ergattern eher Stellen in EU-eigenen Betrieben ... also, da kommt schon einiges zusammen.«

»Ja, das scheint mir auch so. Das klingt mehr nach einer Studentenverbindung.«
Ihr Blick wird mitleidig. »Die meisten Studentenverbindungen haben in ihrer Satzung die Ziele der Abendländischen Jugend und kommen so ebenfalls an einige der Vorteile.«

Ich bin erstaunt. »Tatsächlich? Ist das Vorschrift?«

»Nein, aber ohne diese Ziele keine Vorteile. Das ist dann nicht immer einfach.«
Ich presse ein kurzes Lachen heraus.

»Also Druck mit einem freundlichen Lächeln.«

»Was ist denn daran verkehrt? Die Gemeinschaft ist wichtig. Denken Sie an die frühen Gemeinden. Deren Zusammenhalt war stark durch den Glauben. Da musste es diese Ziele geben. Und natürlich sollen die jungen Menschen dafür auch belohnt werden ...«

»Natürlich, das verstehe ich.«

Sie lächelt wieder. Um ihre Mission nicht scheitern zu lassen, bitte ich um ein Magazin. »Lassen Sie mir doch einfach eine Zeitschrift hier. Sie können auswählen, welche.«

»Ist gut, Monsieur, das freut mich. Vielleicht finden Sie darin ja Artikel, die Ihnen auf Ihrem Weg helfen.« Sie steht auf, zieht ein Exemplar aus der Schublade und ich

einen Zehner. »Nein, Monsieur. Machen Sie mir die Freude, Ihnen die Zeitschrift schenken zu dürfen.«

»Bekommen Sie dann keinen Ärger?«

»Nein, das ist uns sogar ausdrücklich erlaubt. Wir sollen nur angeben, für was genau wir etwas verschenkt haben.«

»Und was geben Sie in meinem Fall an?«

»Dass ich einem Schaf den Weg auf die Weide des Herrn ermöglicht habe ...«

»Ein nobles Ansinnen«, entgegne ich und lächle sie an. Hoffentlich durchschaut sie es nicht. Die Weide des Herrn liegt nicht auf meinem Weg. Ich nehme die Zeitschrift und bedanke mich freundlich. Sie zieht weiter und ich schließe nicht nur die Abteiltür sondern ziehe zudem noch den Vorhang zu. Endlich wieder alleine. Dieses Lächeln war eindeutig überirdisch. Nicht von dieser Welt. Zu viel für mich nach Jahren größtmöglicher Enthaltbarkeit. Ich lege die Zeitschrift auf den Sitz neben mir und lehne mich wieder zurück. Wir sind in einem Tunnel. Bald kommt Genua.

Es gibt einen kleinen Ruck. Ich habe das Gefühl, als streift ein kühler Luftzug meinen Hals und öffne die Augen. Hat jemand die Klimaanlage nachjustiert? Mich fröstelt. Vor dem Fenster ziehen die Berge Liguriens vorbei. An den Steilhängen kleben kleine Dörfer mit roten Ziegeldächern, engen Gässchen. Genua liegt schon hinter uns. Die Strecke verlässt die Küste in einer großen Schleife und mehreren Tunneln, bis sie sich unter die Autobahn nach Mailand einordnet. Brücken und Tunnel werden teilweise zweistöckig genutzt, ansonsten laufen die beiden Strecken parallel. Ich verspüre großen Hunger, verschließe das Abteil mit dem Smartphone und gehe in Fahrtrichtung zum Speisewagen.

Es ist angenehm leer. Der Kellner weist mir einen Fensterplatz zu und bringt sogleich die Karte. Er probiert es zuerst auf Spanisch, als ich aber auf Französisch antworte, wechselt er umgehend in ein fast akzentfreies französisches Idiom. Wie viele Sprachen er wohl beherrscht? Ich wähle ein Gemüseomelette mit einem vegetarischen Nizzasalat und als Getränk eine Flasche Barolo, einen Bricco Luciani Cascina del Monastero aus dem Jahr 2030. Auf der Weinkarte werden einige

wirklich gute Tropfen aufgeföhrt. Der Kellner tritt völlig entspannt und routiniert an den Tisch, trotz der hohen Geschwindigkeit, zieht den Korken und legt ihn auf ein Tablett, schenkt eine Winzigkeit in mein Glas. Ich rieche daran, nehme einen Schluck und wälze ihn im Mund. Ein fantastischer Wein.

»Ausgezeichnet, Monsieur«, nicke ich ihm bestätigend zu. Er füllt das Glas zur Hälfte, dreht gekonnt ab und verschwindet mit einem Lächeln in der Küche. Ich sehe aus der getönten Scheibe auf eine unwirklich dunkle Welt. Ausnahmsweise sind wir nicht in einer der langen Röhren, sondern überqueren ein teilweise bewaldetes Tal. Einige größere Flächen dazwischen sind schwarz, verrußt, Baumgerippe stehen oder liegen kreuz und quer. Waldbrände. Von Jahr zu Jahr werden es mehr und die Bäume weniger. Es wird wieder dunkel. Die Automatik dimmt das Licht. Im spiegelnden Glas sehe ich ein Gesicht. Ein Mann rechts von mir, an einem Platz auf der gegenüberliegenden Seite. Warum ist mir das Gesicht nicht schon früher aufgefallen? Sein Blick nutzt die Scheibe, um mich anzusehen. Ich drehe den Kopf, schaue ihn an und nicke leicht. »Monsieur.«

Er sieht mir unverwandt in die Augen und bewegt dabei ganz sachte die Lippen. So etwas wie ein gemurmertes *Guten Abend* ist zu erkennen. Ich erinnere mich an die Mail dieses gewissen Bruno Nancy. Bruno würde sich um den Umzug kümmern, stand in einer Zeile. Könnte dieser Mann Bruno sein? Letztendlich bin ich neugierig. Es hat Ähnlichkeit mit einem Spiel. Vielleicht war Canards nicht ausgesprochene Drohung lediglich heiße Luft. Ich bin unterwegs, um meinen Sohn zu finden, noch einmal mit ihm zu reden ... oder vielleicht doch ein guter Großvater zu sein. Ich Narr! Tatsächlich war ich bis vor ein paar Tagen der Meinung, meine Lebensflucht würde in den Bergen um Le Bourguet ein Ende finden. Mitnichten. Nun hat mir jemand Feuer unterm Hintern gemacht. Menschen, die vielleicht nicht so freundlich sind, wie sie vorgeben.

Der Mann schaut mich weiterhin an. Ich deute mit einer Hand auf den freien Sitz an meinem Tisch. »Monsieur ... wollen Sie sich vielleicht zu mir setzen? Zusammen isst es sich viel gemütlicher.« Er lässt sich das nicht zweimal sagen, kommt ohne eine Miene zu verziehen an meinen Tisch und setzt sich. Ich rufe den Kellner und bestelle ein zweites Weinglas, mache aber sogleich ein zerknirshtes Gesicht.

»Entschuldigung, Monsieur, ich habe Sie gar nicht gefragt, ob Sie einen Wein mit mir trinken wollen. Darf ich Ihnen von diesem exzellenten Barolo anbieten?«

»Sehr gerne«, nickt er verhalten. Seine Gestik und Mimik sind äußerst sparsam, kaum dass man daran irgendwelche Gefühlsregungen erkennen kann. Er spricht Französisch, das stark katalanisch eingefärbt ist.

»Sie kommen direkt aus Barcelona?«, frage ich ihn.

»Aus Mataró, etwas nördlich von Barcelona. Meinen katalanischen Dialekt bekomme ich nie weg. Ich habe es probiert.« Er lächelt kaum merklich. In diesem Moment bringt der Kellner ein Glas, stellt es vor mein Gegenüber und will einschenken, aber ich schicke ihn weg.

»Danke, Monsieur, das mache ich schon.«

»Sehr wohl, Monsieur. Das Essen ist gleich fertig.«

Ich nehme die Flasche und deute auf sein Glas. »Darf ich?«

»Bitte.«

Langsam läuft der tiefrote Barolo aus der Flasche. Er duftet fantastisch. Ich setze ab und drehe den Flaschenhals nach rechts weg. Es klackte metallisch, als ich die Flasche auf das Edelstahltablett zurückstelle. Vor dem Fenster ist Dunkelheit. Tunnel an Tunnel. »Sie sind ein Weinliebhaber, so viel kann ich schon sagen«, meint er. Ich reiche ihm die Hand über den Tisch.

»Frank Bernheimer.«

Er zögert kurz. Für einen winzigen Moment steht die Zeit still. Der Zug und alles in ihm verharrt scheinbar in einer schwebenden Ruheposition. Wie ein Schnitt durchs Universum. Dann läuft alles wie gewohnt weiter. Es gibt solche Momente, denke ich. Momente, in denen Zeit völlig aufgelöst wird, für Bruchteile einer ... ja, was? Minute? Sekunde? Menschliche Begriffe für Unbeschreibliches?

Der Mann nimmt die Hand. »Ich bin Diego Gomez Costa.«

Ich ziehe die Augenbrauen nach oben. »Das ist aber ein schöner Name.«

»Nichts ungewöhnliches in Spanien. Allerweltsnamen.«

»Wollen wir anstoßen?« Ich hebe das Glas und halte es über den Tisch. Wir stoßen an. Dabei blickt er mir in die Augen. Wir nicken uns zu und trinken einen großen Schluck. Er stellt schmatzend den Barolo auf den Tisch.

»Ein außergewöhnlicher Wein. Sie haben einen sehr guten Geschmack, Señor.«

»Nennen Sie mich Frank. Warum so kompliziert?«

»Gut Señor, ich meine Frank. Lassen wir die Förmlichkeiten. Ich bin Diego.«

»Diego ... das erinnert mich an etwas, aber ich komme nicht drauf.« Der Kellner kommt mit dem Essen. »Da ist mein Omelette. Ich möchte nicht unhöflich sein, aber ich habe großen Hunger.«

»Das ist kein Problem.«

»Wunderbar.« Mit einem eleganten Schwung landen Omelette und Salat auf der Tischdecke. Ich nehme das Besteck und fange sofort an.

»Ist das ein vegetarischer Nizza-Salat?«, fragt der Katalane.

»Ja, ich bin Vegetarier.«

»Aha.«

Ich kaue und schaue auf die Zuginfo. Noch vierunddreißig Minuten bis Mailand. Es schmeckt ausgezeichnet. Frisch, das Ei nicht zu weich, das Gemüse knackig und fein gewürzt. Der Kellner bringt Diegos Scampi, gegrillt, dazu frisches Weißbrot, Olivenöl und eine rote Habanero-Paste.

»Das sieht natürlich auch nicht schlecht aus«, sage ich kauend. »Früher habe ich mir auch so etwas bestellt. In meinen jungen Jahren war ich oft in einem spanischen Lokal um die Ecke. Da gab es herrliches Essen, herrliche Weine und tolle Stimmung.« Ich seufze. »Das ist schon lange her.«

»Mir scheint, du bereust es, Vegetarier zu sein.«

»Nein, ganz und gar nicht. Es ist eine Entscheidung. Mehr nicht.« Er sieht mich an, tunkt Brot in die Paste, legt eine Garnele drauf und steckt alles in den Mund. Diego kaut langsam, präzise und bewusst. Keine Sekunde lässt er mich dabei aus den Augen.

»Der Mensch ist ein Raubtier. Er tötet, um zu leben«, erklärt er. Ich nehme einen Olivenkern aus dem Mund und lege ihn an den Tellerrand.

»Das ist richtig. Aber das heißt ja nicht, dass er bis in alle Ewigkeit ein Raubtier bleiben muss, nur weil es ihm bis hierher geholfen hat eines zu sein. Das widerspräche aller bisherigen und noch möglichen kulturellen Entwicklung.« Diego setzt sich aufrecht, spannt den Oberkörper, als würde er mit einem Vortrag beginnen wollen.

»Das ist interessant. Die meisten Vegetarier erzählen mir immer, sie wollen nicht, dass Tiere getötet werden oder möchten abnehmen, sie wollen dies und das nicht. Du aber sagst, dass der Mensch durch einen solchen Prozess zu einem besseren Wesen wird? Einem ... Homo superior vegetariensis? Das Erlangen einer solchen Entwicklungsstufe würde ihm zu neuer Kultur verhelfen?« Er bricht ein Stück vom Weißbrot ab. »Also denkst du an eine Zukunft, die weit vor uns liegt ... warum?«

Ich sehe zu, wie er einer Scampi den Kopf abdreht, mit dem Schwanz in die Habanero-Paste tunkt und in den Mund steckt. Dann sehe ich den Ring an seiner linken Hand. Der ist mir vorher noch gar nicht aufgefallen. Es ist die stilisierte Linie eines Fisches.

»Nicht wenige Menschen denken doch recht weit in die Zukunft. Wenn Eltern ein Konto für die Kinder anlegen oder eine Lebensversicherung einrichten, einen Bausparvertrag, dann haben sie die nächsten zwanzig oder dreißig Jahre im Blick. Bei mir ist das Thema eben ein anderes.«

»Aber ist das Thema so wichtig, um es zu mehr als zu seinem eigenen Ziel zu machen?« Seine Frage reizt mich. Ich schenke uns beiden vom Barolo nach und sehe auf die Zuginfo. Noch fünfundzwanzig Minuten bis Mailand. Ich werde es bei einer kurzen Antwort belassen, denn der Fisch macht mich stutzig.

»Gab es nicht schon immer Ziele, Ideen, Möglichkeiten, die weit in der Zukunft lagen, von denen aber der jeweilige annahm, sie könnten für die Menschheit Besserung bringen?« Diego nimmt einen großen Schluck und spült seine Scampi hinunter. Dann lächelt er mich an. Ein bisschen zynisch vielleicht.

»Oho, du willst aber nicht sagen, dass deine Ziele denen eines Galilei oder eines Columbus ähnlich sind? Wäre das nicht vermessen? Haben diese Visionäre nicht auch alle Fleisch gegessen?« Er stützt die Ellenbogen auf den Tisch, faltet beide Hände und legt das Kinn darauf ab. Das Lächeln verschwindet. Dafür kann ich den Fischring gut sehen. Woher kenne ich das Symbol? Als wir aus einem Tunnel kommen, fällt es mir ein. Ein christliches Symbol. Ich will ihn reizen. Schließlich ist es ja ein Spiel.

»Galilei, Columbus und all die anderen ... Kinder ihrer Zeit. Selbst Jesus verteilte Fische und aß sie. Jeder oder jede hat die Visionen, die das Leben und die

Erfahrung für ihn parat hat. Hauptsache Vision, das ist ja zunächst mal völlig wertefrei.« Als ich Jesus und seine Fische erwähne, habe ich auf eine Reaktion gehofft, aber leider vergebens, dabei bin ich mir inzwischen sicher, dass Diego etwas mit mir zu tun hat, mit dieser Geschichte, die Canard mir so locker vom Hocker erzählte. Ich will ihn weiter provozieren. »Dieser Ring an deiner Hand, der Fisch, das ist doch ein christliches Symbol, oder?«, ich deute auf den Ringfinger der linken Hand. Er blickt kurz auf den Ring und nickt.

»Ja, Ichthýs, das griechische Wort für Fisch. Die Speisung der Fünftausend. Du kennst dich aus?«

»Nein, nicht wirklich.« Er widmet sich seinem Essen und ich dem Omelette. Warum schweigt er jetzt? Also noch einen draufsetzen. »Hatte Jesus eine Vision? Wenn es ihn denn gegeben hat?« Er sieht kauend vom Teller auf und mich an. Da ist es! Das Beben. In seinen Augen. Eine Unruhe. Der See ist nicht mehr still, ein Stein wurde hineingeworfen und zieht Kreise.

»Ich jedenfalls glaube, dass es ihn gegeben hat«, antwortet er. »Und ja, er hatte eine Vision, eine zentrale Vision. Eine mächtige Vision. Die Menschen können sich daran orientieren.« Jetzt ist seine Stimme stolz und fest. »Du glaubst nicht?«, setzt er nach.

»Nein«, schüttle ich den Kopf. »Ist das schlimm?«

»Das kommt darauf an ...«

»Auf was?«

Er zieht unmerklich die Luft ein, sein Oberkörper spannt sich unter dem Hemd. »Ob du glücklich werden möchtest«, sagt er leise. »Bist du glücklich?«, will er im gleichen Atemzug wissen.

»Nein, ich bin zufrieden. Glück ist ein Windhauch in der Stille des Alltags.« Diego kaut wieder. Trinkt einen Schluck. Ich habe das Gefühl, er würde mir gerne an die Gurgel gehen. Über den Tisch springen. Jetzt, ein paar Kilometer vor Mailand.

»Das klingt nach einer zurechtgelegten Antwort«, erwidert er. »Glück finde ich im Glauben. Nichtglauben ist Unglück.«

»Dann habe ich wohl kein Glück gefühlt bisher.«

Er mustert mich abschätzend. »Dann wird es Zeit zu glauben und das Glück in dein Leben zu lassen. Wer will schon ohne glücklich gewesen zu sein sterben?«

»Ist es schlimm, unglücklich zu sterben? Man stirbt. Mehr nicht.«

Diego lehnte sich zurück und sieht mich an. Dann winkt er den Kellner herbei und bestellt für uns zwei Milchkaffee. Ich verdrücke die letzten Reste vom Omelette und schweige. Ebenso wie er. Vielleicht weiß er auch nicht, wie weit er sich aus dem Fenster lehnen kann. Woher kennt er meine Vorliebe für Milchkaffee? Ist es klug, ihn darauf anzusprechen? Andererseits ... was soll passieren? Mit der Serviette wische ich den Mund sauber, falte sie zusammen und lege sie unter das ordentlich im Teller abgelegte Besteck. Diego sieht mir aufmerksam zu. Als würde er erwarten, dass ich nun weiter rede. Also tue ich ihm den Gefallen. »Weißt Du, wie ich dem Kellner zeige, ob das Essen geschmeckt hat?« Er schüttelt den Kopf. »Schau«, ich deute auf den Teller, »liegen Serviette und Besteck auf diese Art, dann hat es mir gemundet. Zerknülle ich dagegen die Serviette und werfe sie achtlos auf den Teller, war das Essen miserabel. Ganz einfach. Das ist so eine Regel in Restaurants. Ich schätze, die meisten Küchen kennen sie.«

Er starrt einen Moment auf seinen Teller mit der zerknüllten Serviette. Ich kann noch einen draufsetzen. »Es hat dir nicht geschmeckt? Und trotzdem bist Du glücklich, wie ich annehmen darf?«

»Es hat mir geschmeckt. Und ja, ich bin glücklich.«

»Aber der Koch wird annehmen, es hat dir nicht geschmeckt und wird sich Gedanken machen, er wird vielleicht unglücklich sein. Zwar glaubt er an Jesus, aber der kann ihm in diesem Moment nicht das Glück einer sauber gefalteten Serviette geben. Der Koch hat offenbar versagt.« Der Kellner bringt unsere Milchkaffees und räumt den Tisch ab.

»Hat es Ihnen geschmeckt?«, stellt er die Standardfrage.

»Wie Sie sehen, hat es mir ausgezeichnet gemundet«, antworte ich und nicke in Richtung meines Tellers. Der Kellner grinst mich an und sieht etwas betrübt auf Diegos Teller, den er schweigend abräumt.

»Auf was willst du hinaus?« Seine Stimme klirrt vor Kälte.

»Eigentlich auf nichts. Glück bedeutet für jeden etwas anderes. Vielleicht ist der Koch glücklich, wenn er sieht, dass einem Gast das Essen geschmeckt hat. Möglicherweise ist er aber schon so routiniert und abgeklärt, dass es ihm gar nicht

auffällt.« Ich tue einen Löffel Zucker in meinen Milchkaffee und rühre bedächtig um, damit der Schaum nicht verletzt wird. »Ich denke, du verwechselst Glück mit Zufriedenheit, Diego. Glück sollte nicht dauerhaft eingenommen werden. Dann wird es zu einer Droge. Was sie ja auch ist. Eine Hormonausschüttung. Je mehr man sie erfährt, desto abhängiger wird man. Wir machen um diese chemische Reaktion ein kulturelles Großaufgebot an vielerlei Gefühlen und Beschreibungen, Erwartungen und Abhängigkeiten. Nimm Glück als das, was es ist: ein temporärer Zustand schöner Gefühle. Schön, wenn man es erlebt, aber bei zunehmender Einnahme rutscht man in die Unwirklichkeit.«

Ich nippe am Kaffee. Ausgezeichnet. Die Zuginformation teilt uns mit, dass wir in wenigen Minuten Mailand erreichen werden. Der Abend senkt sich über das Piemont. Die abgetönten Zugfenster verstärken den Eindruck. Vertrocknete, verkrüppelte Kirschbaumplantagen säumen die Strecke. Diego sieht für einige Minuten hinaus. Draußen kommen bewässerte Baumanlagen, dann wieder braune Felder und immer wieder Dörfer. »Es war einmal schön hier, und das wird es auch wieder«, sagt er leise gegen die Scheibe. »Das Land der Piemont-Kirsche.«

»Hier hat es mir noch nie gefallen«, erwidere ich. »Ich mag es nicht, wenn es so flach ist.«

Er sieht mich an. »Du bist abgebrüht. Aber du lebst ohne Glauben. Das wird dir zum Verhängnis werden.«

»Ich habe den Eindruck, als ob mich in den letzten Tagen der Glaube anderer Leute verfolgt.«

»Wie darf ich das verstehen?«

Ich suche sein Gesicht, seine dunklen Augen nach Reaktionen ab. Aber entweder er hat sich im Griff oder tatsächlich nichts mit allem zu tun. Egal, ich trinke den Milchkaffee leer und gebe dem Kellner ein Zeichen, dass ich bezahlen möchte. »Ich bin müde, Diego. In meinem Alter muss man viel schlafen. Ich werde mich ein bisschen aufs Ohr legen. Wenn es dir nichts ausmacht, möchte ich dich einladen. Es würde mich glücklich machen.« Er breitet die Hände aus und überhört meine Anspielung gekonnt.

»Vielen Dank. Eine noble Geste. Ich hoffe, ich kann mich revanchieren.«

Der Kellner tritt an den Tisch, legt den Bon hin und ich scanne ihn, gebe die Überweisung mit dem Fingerabdruck frei. Dazu noch einiges an Trinkgeld.

»Vielen Dank, Monsieur.«

»Gern geschehen.«

Diego steht auf. »Danke für die Einladung, Frank. Vielleicht komme ich später noch auf einen Kaffee vorbei. In welchem Wagen bist du?« Ich erhebe mich ebenfalls und sehe ihn an. Würde es mich freuen, wenn er käme? Vielleicht hatte er doch mit all dem etwas zu tun und ich habe ihn aus der Reserve gelockt.

»Erste Klasse, hinter dem Großraumwagen.«

»Sehr gut. Bis dann.«

Er geht nach vorne zu den Waggonen der zweiten Klasse. Unter meinen Füßen vibriert es. Der Zug verringert die Geschwindigkeit rapide und ich muss mich kurz am Sitz festhalten. Als das Vibrieren vorüber ist, mache ich mich auf den Weg ins Abteil. Wir haben Mailand erreicht und durchfahren die Außenbezirke der Stadt.

Sanft setzen wir uns wieder in Bewegung. Leider nicht aus Mailands altem Kopfbahnhof. Aber die Logik liegt auf der Hand. Schnelle Züge haben in Kopfbahnhöfen nichts verloren. Es müssen Durchgangsbahnhöfe sein. Allerdings habe ich mir dieses Wissen gerade aus der Website von EuroRail geholt. Ich habe dunkel ein Bild von Mailands Kopfbahnhof im Gedächtnis. Sein Flair, die Düfte, das Menschen- und Stimmengewirr. Unser nächster Halt ist Zürich. Im Gang vor dem Abteil bleibt es ruhig. Kein zugestiegener Fahrgast hat sich hierher verirrt. Ich hole den mobilen Rechner aus der Tasche und schalte ihn an. Das Derivat aktiviert sich, etabliert das Betriebssystem. Über den zugehörigen Router logge ich mich im Netz ein und rufe Mails ab. Nichts wichtiges dabei, auch keine Nachricht von Bruno oder wie immer ich ihn nennen soll. Aus Berlin vom Verlag ebenfalls keine Mails. Seltsam. Sollte ich nicht den gescannten Roman erhalten? Ich blicke auf die Zuginformation. Wir fahren 240 Stundenkilometer und werden in zehn Minuten Arona erreichen. Die Alpen kommen näher. Diese Geschwindigkeiten bringen mich durcheinander. Wer sagt mir jetzt, was ich tun soll? Ich bin eine Marionette ohne Fäden, so habe ich den Eindruck. Ob sich da jemand einen Scherz mit mir erlaubt? Aber nein, Guerlaine war kein Scherz. Und der zerschmetterte Wagen schon

zweimal nicht. Mit einem Ruck stehe ich auf, drehe mich zur Abteiltür ... und erstarre. Durch die Scheibe sehe ich den Kellner, wie er zu mir hereinblickt. Seine Haltung verrät mir, dass er das schon länger tut, nur habe ich es nicht bemerkt. Er führt die rechte Hand an die Abteiltür und öffnet sie. In diesem Moment sind meine Muskeln gespannt wie Bogensehnen. Ein Fluchttier. Jederzeit bereit ... nur wohin fliehen in einem Zug? Ich setze mich wieder. Er kommt herein, wortlos, zieht Tür und Vorhang zu, nimmt gegenüber Platz. Eine halbe Ewigkeit schweigen wir uns an. Dabei ist es lediglich eine Minute, laut Zuginfo.

Warum sagt er nichts? Er sieht mich weiterhin wortlos an. Wie man es doch immer wieder schafft, an einem Menschen vorbeizusehen, ihn zu ignorieren, Details, Aussehen, die Augenfarbe. Der Kellner hat blaue Augen und leicht rötliche Haare. Ein paar Sommersprossen tummeln sich im Gesicht. Er besitzt einen wachen Blick. Und doch ist er für mich und alle anderen Gäste nur der Kellner. Würde ich in einem Monat nach diesem Gesicht gefragt, wüsste ich kaum noch Details. Er ist kleiner als ich, einen Kopf etwa. Dafür wirkt er drahtig. Es wird Zeit, das Schweigen zu brechen.

»War das Trinkgeld nicht in Ordnung?«

Mit einem Mal lächelt er. Was so ein Lächeln für Probleme lösen kann, ist schon denkwürdig, als fiele alle Spannung aus der Oberleitung und der Zug der Unruhe rollt langsam aus. »Das Trinkgeld war angemessen. Vielen Dank«, antwortet er. »Deswegen bin ich nicht hier, aber das werden Sie sich wohl gedacht haben.« Ich bestätige ihm das nickend. »Monsieur Bernheimer, ich kenne Ihren Namen nur vom Abrechnungsvorgang. Ich weiß nichts über Sie. Vergessen Sie das nicht.« Er wird mir ansehen, dass ich überrascht bin. Halb Europa kennt offenbar meinen Namen. Ich erwarte seine weiteren Worte, aber es kommt nichts mehr.

»Und wie darf ich Sie nennen?«

»Wie wäre es mit Bruno?«

»Bruno aus Nancy ... das ist eine schöne Stadt, Nancy. Finde ich zumindest. Es muss Ihnen gefallen, dort zu wohnen.«

Er bewegt den Kopf hin und her und schürzt die Lippen. »Ich habe schon besser gewohnt.«

»Wie geht es Monsieur Canard?«, will ich von ihm wissen. Er sieht mich überrascht an.

»Ich kenne keinen Monsieur Canard. Was veranlasst Sie zu dieser Frage?«

»Nun ... Monsieur Canard hat mir ein bisschen was von der Organisation erzählt, und was ich in Zukunft tun soll, für Sie, die Welt oder wen auch immer ...«

Bruno lächelt wieder. »Sie sind ein vorsichtiger Mensch. Aber ich kenne trotzdem keinen Monsieur Canard.«

Ich seufze. »Also, was jetzt?«

»Ich kann Sie beruhigen. Ich kenne wirklich keinen Monsieur Canard. Und er wird mich auch nicht kennen. Aber ich weiß, auf was Sie hinaus wollen. Niemand kennt den anderen. Das dient der Sicherheit.«

»Aha. Ja, das kann ich verstehen.«

Mir fällt Diego ein. »Sagen Sie mal, Bruno, was halten Sie von meinem ehemaligen Tischnachbar?« Bruno schaut zum Fenster hinaus. Das Licht hat sich verändert draußen. Die blaue Stunde ist angebrochen. Wir fahren zwischen Dämmerung und Dunkelheit am Lago Maggiore entlang. Wie gern würde ich jetzt am See sitzen und mir einen Cappuccino schmecken lassen. Alleine an einem Tisch in einem Café, im Eck, viele Glastüren nach draußen, die alle offen stehen und den Seewind herein lassen ... dann fällt mir auf, dass dem See einiges an Wasser fehlt. Die braunen Ränder am Ufer ... das sind sicher an die fünf Meter. Die Bootsanleger liegen tief unten.

»Vergessen Sie Diego«, höre ich Bruno sagen, während ich immer noch auf den See blicke, »oder wie immer er heißen mag. Er wird uns in Ruhe lassen.« Er macht eine kleine Pause. »Wichtig ist, dass wir beide hier im Abteil sitzen.«

»Woher wollen Sie wissen, dass er uns in Ruhe lässt? Vielleicht wacht er gerade auf und macht sich auf den Weg hierher. Schließlich wollte er auf einen Kaffee vorbeikommen.«

»Vertrauen Sie mir«, sagt Bruno mit überzeugtem Unterton in der Stimme.

»Verstehe.« Ich kratze meinen Hinterkopf, mehr aus einer leichten Müdigkeit heraus. Dann fahre ich mit der Hand durch die Haare, übers Gesicht und gähne ausgiebig. Mein Bart ist schon wieder gewachsen und plötzlich bin ich mir nicht sicher, ob ich Rasierzeug eingepackt habe oder nicht. Na ja, falls nicht, werde ich

welches kaufen. Ich strecke mich und mustere Bruno sehr genau. Vielleicht sollte ich ihn mir doch besser einprägen. Vielleicht sollte ich mir überhaupt alles was passiert, sehr genau einprägen. Ein Meer aus Fragen schwappt in meinem Kopf, aber ich kann keine einzige fassen und aussprechen. Alles wirbelt durcheinander, taucht auf, wieder unter, verwirrt mich. Es ist besser, nicht zu viel zu fragen und lieber abzuwarten, was passieren wird. Was mir Bruno mitzuteilen gedenkt.

»Ich hoffe, Diego ist nicht tot ...«

Bruno sieht mich überrascht an. Dann lächelt er. »Wichtig ist nur, dass wir in Zürich den Zug verlassen.«

»Wir verlassen den Zug in Zürich?«

»So ist es.«

Ich hole tief Luft und lege die Hände auf meine Oberschenkel. Wir werden also nicht nach Köln fahren? »Ich empfinde es als angenehm, wenn Sie mir etwas Einblick in ihre Pläne für mich geben könnten. Wäre das zu viel verlangt, Monsieur Bruno aus Nancy?«

Bruno lacht leise und schaut mich an. »Sie sind ein komischer Kauz, Monsieur Bernheimer. Ihre Sprache ist antiquiert, aber Ihr Gespräch mit Diego hat mich fasziniert. Sie geben Kultur vor, kennen sich im Wein aus, in Gepflogenheiten des Kellners. Keine Ahnung, was wir von Ihnen wollen, aber es muss wichtig sein.«

»Würden Sie mir ein paar Fragen beantworten?«

Bruno schmalzt mit der Zunge und nickt langsam mit dem Kopf. »Warten Sie es ab«, weicht er aus. »Bis wir in Zürich sind, müssen Sie sich gedulden. Ich gehe jetzt wieder nach vorne. Meine Pause ist um. Verlassen Sie nicht mehr das Abteil. Kurz vor der Ankunft gehen Sie zum letzten Wagen und steigen dann aus. Warten Sie, bis der Zug wieder abfährt. Jemand holt Sie ab.« Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verlässt Bruno aus Nancy das Abteil. Da sitze ich nun mit meinen vielen Fragen und betrachte in der Scheibe mein schwach erkennbares, dümmlich dreinschauendes Gesicht. Also nicht nach Köln. Gut. Ein weiterer Gedanke drängt sich mir auf. Werden vielleicht mir bekannte Menschen überwacht? Françoise etwa? Kommen sie durch mich in Gefahr? Damit muss ich rechnen. Da fällt mir Diego ein. Der Fisch an seinem Finger. Woher wusste Diego, dass ich hier im Zug sitze? Oder ist er nur ein harmloser Spanier mit einem Faible für Glaube und seltsame

Gespräche? Mein Bauchgefühl sagt mir etwas anderes. Ich werde also überwacht. Von beiden Seiten. Natürlich! Mein Bruder ist der Präsident der EU. Da wird er ja wohl Leute haben, die ihm sagen, was sein älterer Bruder so macht. Das würde ich ebenso tun. Wenn es etwas in meinem Leben gibt, was ich hasse, dann aufkeimende Paranoia. Ich seufze und mein Blick fällt auf die Zeitschrift, die das Mädchen der Abendländischen Jugend dagelassen hat.

Die Abendländische Erneuerung. Was für eine Bezeichnung. Wohl die Zeitschrift der gleichnamigen Partei. Ich beginne zu blättern. Vom Editorial grinst mich die Chefredakteurin an. Vielleicht eine Polin, dem Namen nach zu urteilen. Ich schaue im Impressum nach. Es ist die französische Ausgabe, aber gedruckt wurde sie in Polen in einer insgesamt Auflage von über zwanzig Millionen in allen Amtssprachen Europas. Zwanzig Millionen! Das muss man sich mal vorstellen! Eine Partei kann doch gar nicht so viele Mitglieder haben ... obwohl ... europaweit? Schließlich leben in der EU knappe 500 Millionen Menschen. So gesehen sind zwanzig Millionen gar nicht so viel. Die Chefredakteurin erinnert an die Parlamentswahlen im Oktober diesen Jahres. Alle Mitglieder werden aufgefordert, ihr Möglichstes, ihr Bestes zu geben, um die Abendländische Erneuerung auch dieses Mal wieder zur stärksten Fraktion werden zu lassen.

Davon hatte mir Canard erzählt. Dass die Abendländische Erneuerung stärkste Fraktion sei. Zugegebenermaßen liegt der letzte Besuch eines Wahllokals schon Jahrzehnte zurück. Es ist mir egal, wer regiert. Ich blättere weiter und überfliege das nachfolgende Inhaltsverzeichnis. Diverse Kandidaten werden vorgestellt, aus den verschiedensten Regionen Europas. Brave Bürger. Liebe und freundliche Gesichter. Menschen von nebenan, alles angenehme Nachbarn. Die meisten Artikel beschäftigen sich wohl mit den politischen Erfolgen der Partei innerhalb der EU. Und natürlich ist Gott immer als Berater dabei. Aber vielleicht werde ich ja ungerecht. Ich weiß ja gar nicht, was bisher alles erreicht wurde. Wer weiß, vielleicht sind ja alle zufrieden. Ich bin es und Madame Colombier offensichtlich auch. Jedenfalls habe ich nicht das Gefühl, als ob alles schlimmer würde oder sich die Menschen schlechter fühlen als vor zwanzig Jahren. Mal abgesehen vom rasant fortschreitenden Klimawandel.

Weiter hinten ist noch ein Interview mit meinem Bruder abgedruckt. Ich lege das Heft weg und schaue auf das Infodisplay. Bellinzona liegt hinter uns. In wenigen Minuten tauchen wir in den Gotthard-Basistunnel ein. Wir fahren 250 Stundenkilometer. Nicht mehr weit bis Zürich. Ich kann mich nicht bremsen, die Neugier zwingt mich, wieder auf die Zeitschrift zu schauen. Je weiter ich von Zuhause weg bin, desto mehr will ich wissen. Desto mehr merke ich aber, dass ich nichts weiß. Das Interview. Ein Bild meines Bruders springt mir förmlich entgegen, drängte sich fast auf. Da sitzt er, in einem wirklich gut aussehenden, fein gebügelten, blauen Hemd. Die Ärmel hochgekrempt. Er hat graue, kurze Haare. Sein Schreibtisch wirkt aufgeräumt und ist recht groß. Natürlich hat er jemanden, der bei ihm Ordnung hält; schätze ich. Als Präsident hat man so was. Ich denke kurz an sein Kinderzimmer und muss schmunzeln. Zeit und Entfernung relativieren. Das ist es, was ich gerade in der Scheibe sehe. Hinter meinem Gesicht. Ein Lichtring, dann eine Serie von Lampen in gleichmäßigem Abstand. Wir sind in der Tunnelröhre für die nächsten 56 Kilometer.

Er blickt in die Kamera, als gäbe es sie nicht. Als wäre hinter der Kamera keine Wand, sondern ein Fenster in das Zentrum der Milchstraße. Der Blick ist ehrfürchtig - und furchteinflößend. Dieser Ausdruck in seinen Augen irritiert mich. Mir wird klar, dass der Mensch am Auslöser ihn nicht dazu aufgefordert hat, denn den Blick kenne ich. Allerdings ist er um Dimensionen intensiver als damals. Fast etwas hypnotisierendes. Vielleicht ist es die Macht. Das Empfinden der Macht. Das Genießen der Macht. Als Droge? Oder mächtiges Werkzeug. Ich empfinde Widerwillen und löse mich von der Wirkung des Fotos. Auf der rechten Seite beginnt das Interview.

Interview mit dem EU-Präsident und Vorsitzenden der Abendländischen Erneuerung, Leander Meissner

AE: Herr Präsident, wie geht es Ihnen?

LK (lächelt kurz): Danke der Nachfrage. Ich fühle mich sehr gut. Und wie geht es Ihnen?

AE: Bestens, vielen Dank. Herr Präsident, in zwei Monaten sind Wahlen zum EU-Parlament. Was denken Sie, wird ihre Partei dieses Mal stärkste Fraktion?

LK: Ich glaube fest daran. Gerade vorgestern kam ich von einer zweiwöchigen Rundreise durch die Union nach Hause. Sie glauben nicht, was ich dort alles erleben durfte. Die Zustimmung der Menschen zu unserer Politik ist mir fast unheimlich. Das zeigt doch, dass wir auf dem richtigen Weg sind.

AE: Sie regieren die Europäische Union seit vier Jahren und sieben Monaten. Sind diese für Sie denn eine Erfolgsgeschichte?

LK: Nicht nur für mich. Für alle Menschen der Europäischen Union. Und das sind etwas mehr als 500 Millionen. Überlegen Sie einmal, was wir in dieser Zeit alles geschafft haben ...

AE: ... zum Beispiel?

LK: ... zum Beispiel die fast lückenlose Sicherung der Außengrenzen. Denken Sie an die Terroranschläge in Rom oder Hamburg. Die Terroristen kamen über die Meere. Natürlich gibt es keinen hundertprozentigen Schutz. Aber dank unserer Maßnahmen sind wir nahe an einhundert Prozent.

AE: Sind 100 Prozent Sicherheit das Ziel?

LK: Das Ziel ja, aber wir werden dieses Ziel nicht erreichen. Nicht so, wie die Welt momentan funktioniert. Aber das ist wie so vieles in der Politik: 100 Prozent sind schwer bis gar nicht zu erreichen. Das praktische Leben birgt immer Unsicherheitsfaktoren. Selbst in unserem Glauben kommen wir nicht oft auf die 100 Prozent. Obwohl wir uns täglich bemühen.

AE: Woran liegt das?

LK: Zweifel. Und wir sind Menschen. Wenn wir unsere tägliche Arbeit vor dem Angesicht der Gesellschaft prüfen, so sind wir zweifellos auf dem richtigen Weg. Aber vor den Augen Gottes müssen wir ganz andere Prüfungen bestehen. Und manches Mal kommen dem Menschen Zweifel, ob er diese Aufgaben gottgerecht erfüllen kann.

AE: Die Sicherheit der Menschen ist eine solch besondere Aufgabe?

LK: Natürlich. Eine der wichtigsten Aufgaben eines Präsidenten der Europäischen Union. Die Welt um Europa herum ist chaotischer geworden, unsicherer. Wir können uns von dieser Welt nicht isolieren, denn Europa hat viele unübersichtliche

Grenzen. Wäre Europa auf einer Insel, würde es uns wesentlich leichter fallen. Das Thema Sicherheit liegt jeden Tag auf der Wiedervorlage der Regierung.

AE: Was wird es zu diesem Thema noch für Maßnahmen geben?

LK: Zunächst einmal bemühen wir uns, die DNA-Erfassung aller Europäer noch in diesem Jahr abzuschließen. Sie wissen, dass wir das für Neugeborene seit dem 01. Januar 2037 generell eingeführt haben. Seit dem 01. Januar 2034 haben wir die DNA-Erfassung bei der Einreise für ausnahmslos alle Besucher, so dass wir direkt am Einreisepunkt einen Abgleich mit vorhandenen Daten durchführen können. Das berührt übrigens auch die Themen ‚Einschleppen von Viren oder bakteriellen Erregern‘ und ‚Internationale Verbrechensbekämpfung‘. Hier sind unsere Scanner-Verfahren weltweit führend. Die Statistiken zur Verbrechensbekämpfung geben uns recht. Vor allem traditionelle Delikte wie Mord, Totschlag, Raub und Erpressung sind enorm zurückgegangen, deren Aufklärung an die 90%-Marke gestiegen.

AE: Wie gehen Sie mit der Kritik um, einen zweiten ‚Eisernen Vorhang‘ geschaffen zu haben?

LK: Natürlich habe ich mit diesen Argumenten gerechnet, wenngleich sich auch nicht mehr viele an den wahren ‚Eisernen Vorhang‘ erinnern können, so hat er doch als geflügeltes Wort überlebt. Aber bedenken Sie, für was der ‚Eiserne Vorhang‘ stand: Für Unfreiheit in Meinung und Glauben, Unterdrückung, Opportunismus - für einen Totalitarismus, den wir in der EU nicht haben. Der Glaube und die Freiheit sind unsere obersten Güter. Sie zu schützen ist oberstes Ziel. Ein effektiver Weg ist die DNA-Erfassung. Wir müssen nur dafür Sorge tragen, dass die Daten nicht zu ungesetzlichen Zwecken missbraucht werden. Dafür sorgen wir durch Gesetzgebung und strenge Kontrollen.

AE: Wer sorgt denn für die Kontrollen und inwieweit ist diese Kontrolle für den EU-Bürger transparent?

LK: Das ausführende Organ ist die Politische Abteilung der EU. Und als Kontrollorgan fungiert der Innenausschuss, der sich aus Mitgliedern aller Fraktionen zusammensetzt. Natürlich liegt die meiste Arbeit bei den regionalen Behörden ...

Das Weiterlesen fällt mir zunehmend schwerer. Ich blicke aus dem Zugfenster. Müdigkeit rollt heran wie eine kräftige Dünung. Im gedimmten Abteillicht sehe ich das Gesicht eines Fremden. Mein Gesicht. Und dahinter nichts als eine Betonröhre. Also schließe ich die Augen und lege mich zurück. Der pneumatische Sessel reagiert darauf, senkt die Lehne und fährt eine Fußstütze aus. Bis Zürich werde ich dösen.

Kapitel 4

Umwege

Noch am selben Tag

Auf dem Außendisplay steht Garibaldi – Barcelona > Berlin. Ohne Probleme bin ich zum hinteren Waggon gegangen und ausgestiegen, stehe jetzt auf Bahnsteig zwei, der sich zusehends leert. Die elegante Maschine fährt fast lautlos an, ein breites Band leuchtend roter Schlusslichter zieht davon. Ihr nächster Halt ist Basel. Ich hingegen setze mich auf eine Edelstahlbank. Bruno aus Nancy habe ich nicht mehr zu Gesicht bekommen. Ebenso wenig Diego. Wenn das überhaupt sein Name ist. Ich fühle mich einen Moment lang als Sechzehnjähriger, der ratlos auf einem verlassenen Bahnhof sitzt, das Interrail-Ticket in den Händen, ohne Ahnung, welchen Zug er nehmen soll, um Glück oder Schönheit zu finden. Ich kann mich gut erinnern. Ein paar Jahre lang lebte ich in der irrigen Annahme, ich hätte es gefunden. Es knackt über mir. Eine Stimme kündigt den EuroRail von Wien nach Bordeaux an. Pünktlich. Direkt hinter mir auf Gleis eins. Soll ich einsteigen? Nein. Sie werden mich überall finden. Andererseits ... dieser ominöse Widerstand will etwas von mir, was ihnen selbst offenbar zu riskant ist; oder nicht machbar? Was ich nicht verstehe, denn wichtige Menschen wurden schon immer ermordet. Von Fans, Fanatikern, Terrorgruppen oder Irren. Die technischen Möglichkeiten sind vielfältig, selbst, wenn man nicht in die Nähe der Zielperson kommt. Ich kann mir nicht helfen, aber irgendwo in dieser Geschichte ist ein Haken. Keine Seite handelt so, wie ich es tun würde.

Der Zug nach Bordeaux fährt ins Gleis, stoppt und der Bahnsteig füllt sich. Eine Frau löst sich aus der Menge und setzt sich neben mich. Koffer rollen an uns vorbei. Ein älteres Ehepaar und eine Mutter mit zwei Halbwüchsigen die auf Smartphones starren.

»Sie können Bruno aus Bern zu mir sagen«, murmelt die Frau und reicht mir ein süßes Stückchen, eingewickelt in eine Serviette.

»Nein, danke, ich habe gut gegessen im Zug«, lehne ich ab. Bruno aus Bern also. Wieder ein Gesicht, das zehn Minuten später aus meinem Gedächtnis verschwunden sein wird. Keine Auffälligkeiten. Einfach ein Gesicht.

»In fünf Minuten kommt der Regionalexpress nach Konstanz. Steigen Sie bitte ein. Bruno wird sie dort drin erwarten.«

»Bruno aus ...?«

»Ich weiß nicht«, sagt sie und beißt in das Gebäck. Ein Kranz aus Puderzucker liegt um ihren Mund. Das ist jetzt eine Auffälligkeit.

»Ich habe das Gefühl, jemand nimmt mich auf den Arm. Verstehen Sie das?«

Sie beißt wieder ab, sieht mich kauend an und schüttelt den Kopf. »Ja, das habe ich mir gedacht«, sage ich ernüchert, überlege einen Moment. »Und wenn ich nicht einsteige, sondern wieder nach Hause fahre?«, setze ich nach. Reinbeißen und kauen ist alles, was sie kann. Mich ansehen. Das letzte Stück stopft sie umständlich in den Mund, beide Wangen drücken sich nach außen. Sie schafft es kaum, die Lippen zu schließen. Mit den Puderzuckerfingern hebt sie die Stoffjacke an. Das Stück einer Waffe ist zu sehen.

»Verstehe. Willst du nicht mein Bruder sein, schlag ich dir den Schädel ein ...« Die Puderzuckerdame grinst. Bruno aus Bern. Aus einer Innentasche holt sie ein Smartphone, aktiviert es über einen Code und hält es mir unter die Nase.

»Das gehört ab jetzt Ihnen. Sie verfügen damit über ausreichend finanzielle Mittel. Bitte geben Sie mir Ihr altes Gerät.« Ich seufze, lehne mich an das kühle Edelstahlgitter, lasse den Tausch ohne Widerworte geschehen. Je intensiver ich in diese Angelegenheit verwickelt werde, desto heftiger wird die Sehnsucht nach meinem Sohn. Bruno aus Bern gibt mir eine kleine Tube Creme.

»Nehmen Sie!«

»Was ist das?«

»Reiben Sie Ihr Gesicht damit ein. Jeden Morgen. Hat pflegende Wirkung gegen Altersfalten«, sie grinst. »Und Nanopartikel, die einfallendes Licht wie ein Prisma brechen. Sie werden ein wenig glänzen. Das verwirrt die Software der Gesichtserkennung. Von nun an weiß Charis nicht mehr, wo Sie sind.«

Was hat sie gesagt? Charis? »Was ist Charis?«

Ihre Mimik zeigt Mitleid. Ein alter Trottel, der überhaupt nichts weiß. »Die Politische Polizei der EU. Eine Abteilung innerhalb von Europol. Intern Charis genannt.«

»Eine Art Geheimdienst?« Sie grinst und zieht beide Augenbrauen hoch. Das lässt sie hässlich werden. Eine Antwort bleibt aus. Also das Gesicht einreiben. In der Tat riecht die gelblich-pastöse Masse nach Limonen und erfrischt. Nun denn, auf nach Konstanz. Meine Güte, in Konstanz war ich das letzte Mal vor knapp vierzig Jahren. Was soll ich da? Mit Daumen und Zeigefinger reibe ich durch die Augen. Vielleicht kann ich unterwegs Kontakt zu meinem Sohn aufnehmen. Ihm ein Treffen vorschlagen. Um Entschuldigung bitten. Nein, um Vergebung. Was auch immer. Nach so langer Zeit ... es muss doch möglich sein, meine Schuld loszuwerden! Der Regionalexpress wird angesagt und Bruno aus Bern steht auf, greift meine Rucksacktasche und stellt sich an die Markierungslinie. Ich denke daran, sie vor den einfahrenden Zug zu stoßen. Das brächte mich ins Gefängnis und würde deren Plan vereiteln. Aber ebenso mein Vorhaben. Sie dreht sich um und lächelt grimmig. Ob sie Gedanken lesen kann? Mir wird ganz anders. Herzklopfen. Werde ich etwa rot? Ich will wieder zurück nach Le Bourget! In mein Haus. Meine Ruhe haben! Zügig fährt der Regionalexpress ein, bremst rapide und steht. Pünktlich. Bruno winkt mich zu sich. »Gute Reise«, sagt sie lapidar und stellt die Tasche in den Eingangsbereich. Die Flügeltüren schließen sich. Keine zwei Atemzüge später rollen wir an. Doppelstockwagen. Ich gehe die schmale Treppe hoch, setze mich unter das Panoramafenster und lege die Rucksacktasche auf den Nachbarsitz. Der nächste Halt ist Zürich-Kloten.

Ein paar Minuten später stehen wir im unterirdischen Haltepunkt von Kloten. Überall Bauarbeiten, Gerüste, Verschalungen, eine wuselnde Menge aus Arbeitern. Auf einer Tafel steht, dass der Flughafen zurückgebaut wird und ein EuroRail-Knotenpunkt entsteht, Verbindungen nach ganz Europa, lächelnde Gesichter, Händeschütteln. Wie in Mailand. Auflösung des Kopfbahnhofs. 2039 wird man fertig sein. Ich weiß zu wenig. Und ich weiß nicht, warum ich nicht schon von Canard dieses neue Smartphone bekommen habe. Das fällt mir gerade auf. Warum? Vielleicht um meine Spur im EuroRail-Europa zu verwischen. Es geht weiter. Aus dem Tunnel hinaus. Im Waggon ist kaum ein Fahrgeräusch zu hören. Ab und zu ein leichtes Rumpeln, wenn es über eine Weiche geht. Müdigkeit kommt, schleicht sich an, wie ein Fuchs ans Mauselloch. Bald sind wir in Winterthur.

Von der unteren Ebene kommt ein junger Mann mit einer Art Bauchladen. Außer mir sitzen noch sieben weitere Personen im oberen Stock. Freundlich lächelnd arbeitet er sich vor. ‚*Möchten Sie etwas trinken?*‘, ‚*Ein Sandwich?*‘. Zwei Fahrgäste kaufen etwas, dann ist er bei mir. Ich komme ihm zuvor.

»Hallo, junger Mann. Geben Sie mir bitte zwei von den belegten Broten. Vegan! Und ein Wasser.«

»Aber gerne doch.«

»Arbeiten Sie auch für die Abendländische Jugend?«, will ich wissen und nehme Wasser und zwei seltsame Verpackungen an mich. Er bemerkt meinen misstrauischen Blick.

»Eiweißfolie«, sagt er.

»Eiweißfolie?«

»Aus Algen. Wird als Folie gedruckt. Kann man essen. Probieren Sie ...«

Meine Mimik lässt ihn lachen. Dabei bin ich mir nicht bewusst, etwas getan zu haben. »Ihr Blick verrät alles«, sagt er. »Das ist aber normal bei älteren Menschen. Die neue Welt eben. Eiweißfolie ist der Ersatz für Papier und Plastik. Meine Schwester und ich verwenden nur noch das Zeug. Ab nächsten Monat ist das ja auch gesetzlich vorgeschrieben.«

»Aha, Ihre Schwester und Sie?«

»Wir haben uns selbstständig gemacht und wollen ein Catering-Unternehmen aufbauen. EuroRail hat doch das Catering in den regionalen Zügen freigegeben. Haben Sie das nicht mitbekommen? Wir haben eine Lizenz für sechs der Linien.«

»Oh, ja, so am Rande«, lüge ich. »Ich wünsche Ihnen und Ihrer Schwester viel Glück.«

»Danke. Macht trotzdem sechzehn Euro«, sagt er und grinst. Ich lege einen Zwanziger auf den Bauchladen. »Ist gut so«, winke ich ab.

»Vielen Dank, der Herr. Und lassen Sie es sich schmecken!« Er zieht weiter, die Treppe hinunter. Eiweißfolie aus Algen. Ein Verpackungsgesetz. Na ja, allemal besser als Papier und Plastik. Ich rieche daran und beiße mutig hinein. Leicht salzig, ein wenig Schärfe. Wie eine Art Gewürzergänzung für das Sandwich. Es schmeckt gut, kann ich nur feststellen. Also dafür kann man meinen Bruder nicht töten wollen. Kein Plastik, kein Papier mehr, Flughäfen werden dekonstruiert,

Transport über ein europaweites Bahnunternehmen ... war es nicht das, was wir immer wollten? Über was wir als Teens und Twens diskutierten? Ein geeintes Europa? Ich esse auf, trinke halbleer, lehne mich zurück und schließe die Augen, denke an meinen Sohn. Kann man Sehnsucht so viele Jahre ignorieren? Man kann.

»Darf ich mich setzen?«

Was? Kenne ich die Stimme? Träume ich? Es ruckelt. Mehrere Weichen. Augen auf, Johannes!, mahne ich mich. Ein älterer Mann. Oder ein Mann mittleren Alters, der wesentlich älter wirkt. Schwer zu sagen. Das Licht ist gedämpft. In den Scheiben sieht man ein Bild des Waggoninneren; und den Mann neben mir stehen. Er kommt meiner Antwort zuvor, hebt die Rucksacktasche hoch, setzt sich und nimmt sie auf den Schoß.

»Ist das nicht zu schwer?«, frage ich, um überhaupt etwas zu sagen. Ich hätte seine Frage gerne mit *„Nein, Sie dürfen sich nicht setzen!“* beantwortet, aber ich ahne, dass es beim Wunsch geblieben wäre.

»Geht schon. Danke der Nachfrage.« Ein wenig seltsam sieht es schon aus. Seine Nase, zehn Zentimeter vor der Reißverschlusslasche, hat kaum Platz. Wenn der Zug scharf bremst, wird er sich stoßen. Immer noch sind nur sieben weitere Fahrgäste hier oben; bei 24 Sitzplätzen. Ich bin die Nummer acht und nun mein Nachbar als die Neun. »Sie müssen in Konstanz übernachten«, sagt er gegen meine Tasche. »Ich wette, Sie sind müde von der langen Fahrt. Außerdem kenne ich ein gutes Restaurant mit köstlichem Essen. Was sagen Sie dazu?«

»Ich nehme an, Sie sind Bruno aus Konstanz?«

»Ich bevorzuge Bruno vom Bodensee.«

»Na gut, Bruno vom Bodensee. Ein Restaurant und eine Übernachtungsmöglichkeit also ... ich bin einverstanden.«

Er lächelt meinen Rucksack an. »Ich freue mich.« Was ich denke, will ich ihm nicht aufs Auge binden und schweige lieber. Bruno vom Bodensee ... das ist lächerlich. In drei Minuten sind wir in Kreuzlingen und weiteren fünf Minuten in Konstanz. In einem hat er recht: Ich bin müde.

Bruno vom Bodensee geht voraus und trägt dankenswerterweise die schwere Tasche. Es macht ihm offensichtlich nichts aus. Sein Schritt ist schnell. Aus dem Bahnhofsgebäude hinaus, über die Straße in die Fußgängerzone hinein. Nach etwa hundert Metern erreichen wir ein Restaurant. Einige Gäste sitzen davor. Bruno geht ohne Umschweife hinein. ‚*Seehof*‘ steht über der Tür. Drinnen ist es erstaunlich leer.

»Ist schon ziemlich spät, aber hier bekommen wir bis Mitternacht noch ein warmes Essen«, erklärt er und geht schnurstracks auf den hintersten Tisch zu, eine Art Séparée in einer gemauerten Nische. Die Sitzbank wie ein ‚U‘ um den Tisch. Sehr dunkles Holz, voller Kerben und eingeritzter Namen oder Datumsangaben. »Hier haben sich einige verewigt«, stellt er fest. Ich will nur nicken, nichts sagen, mich hinsetzen. Ihm möglichst gegenüber. Bruno legt den Rucksack auf die Bank und drückt sich hinter den Tisch. Umgehend kommt eine junge Frau.

»Guten Abend, Herr Fahlbusch.« Sie nickt Bruno zu. Fahlbusch heißt er also. Vielleicht ... naja, wer weiß, wie viele Namen er auf Lager hat.

»Guten Abend, Stephanie. Für mich das Übliche.« Das muss sie sich nicht notieren auf dem kleinen Block in ihrer Hand. Mit einem fragenden Blick schaut sie her und setzt den Stift an.

»Und was darf ich Ihnen bringen?«

»Haben Sie veganes Essen?«

»Natürlich. Fast ausschließlich. Ich empfehle das Tagesmenü. Gegrilltes Gemüse, Reis und eine Safransauce.«

»Das hört sich gut an. Und einen Pfefferminztee.«

»Kommt sofort.«

Sie geht und Bruno lehnt sich an.

»Bruno vom Bodensee oder Herr Fahlbusch ... wenn das Ihr richtiger Name ist ...«

»Wer weiß?« Er grinst. Auch an ihm kann ich keine besonderen Merkmale entdecken. Wie die Brunos vor ihm, lässt ihn die Unscheinbarkeit in der Menge verblassen.

»Wissen Sie, warum ich unterwegs bin?«

Er verneint.

»Das erfahren wir nicht, wir fragen auch nicht und wenn es uns jemand erzählen will, müssen wir es unterbinden.« Seine Gesichtszüge werden ernst, starr, sind angespannt.

»Unterbinden? Wie? Mit allen Mitteln?« Die Antwort bleibt aus und mein Pfefferminztee kommt. Vor Bruno stellt sie ein Weizenbier auf den Tisch. Wir bedanken uns.

»Darf ich Ihnen eine allgemeine Frage stellen?« Bruno trinkt einen großen Schluck, bringt ein langgezogenes ‚Ah‘ raus und nickt.

»Nur zu.«

»Was könnte man gegen die aktuelle Regierung für Argumente ins Feld führen? Was macht sie falsch? Was läuft schief?« Bruno kneift ein Augen zu und presst die Lippen aufeinander. Ich nehme den Teebeutel aus der Tasse.

»Über Umwege zum Ziel, was? Aber wie dem auch sei ... es ist ja kein Geheimnis, lediglich ganz gut verdeckt unter den Sorgen des Alltags.« Er trinkt halbleer, setzt ab und schweigt dann. Will er mich ärgern? Auf die Probe stellen?

»Sie denken, ich will Sie auf den Arm nehmen. Mitnichten, Bruno. Es interessiert mich. Und, sagen wir mal so, die letzten Jahre war ich etwas abwesend, hab nicht so viel mitbekommen ...«

»Dann haben Sie das getan, was alle tun. Solange es den Menschen gut geht, verzichten sie gerne auf weitere Fragen.«

Er hat recht. Und wiederum auch nicht. Denn das Leben ist komplex geworden. Allein die exponentielle Zunahme an Informationsquellen. Die sich rasant entwickelnde Technik und wie ein Damoklesschwert hängt über allem eine tiefgreifende Bedrohung des Lebens durch den Klimawandel. »Kann man den Menschen vorwerfen, dass sie überfordert sind?«

Bruno winkt ab. »Hören Sie auf mit dem Quatsch. Die meisten Menschen wollen ja gar nicht gefordert werden. Wie kann man sie dann überfordern?«

»Na, immerhin tut sich doch sehr viel, seit Europa sich zusammengetan hat. Wenn ich da nur an EuroRail denke ... noch vor fünfzehn Jahren undenkbar.« Brunos Essen kommt. Ein großer, gemischter Salat mit verschiedenen, gegrillten Pilzen. Die junge Frau wünscht ihm einen Guten Appetit.

»Von mir auch einen guten Appetit. Sieht wirklich gut aus.«

»Danke. Und ist gesund. Wir werden alle älter, nicht wahr?«

Wir werden alle älter, wiederhole ich in Gedanken und sehe belustigt zu, wie er die Pilze mit der Gabel sortiert. Die junge Frau kommt erneut und stellt einen großen Teller voller Grillgemüse und Reis auf den Tisch, dazu eine Schale Safransauce.

»Vielen Dank.«

Meine kulinarischen Vorlieben sind diesen Leuten bestens bekannt. Was mich frustriert, denn ich hatte vor, mehr über den Widerstand zu erfahren. Sie wissen offenbar alles über mich, aber ich kann bisher kaum etwas über die bisherigen Brunos sagen. Und daran wird mein Bruder doch sicher interessiert sein. Seufzend gieße ich die Sauce über den Reis. Hellgelb, fast orange und dann dieser herbe Safranduft ...

Die Übernachtungsmöglichkeit entpuppt sich als eine Gartenlaube im Konstanzer Norden. Nicht gerade ein Luxushotel, aber so eingerichtet, dass zwei Personen darin leben können. Getrennte Schlafzimmer, kleine Küche in Kombination mit Esstisch und einer Couch. Und im Vorbau Dusche und Toilette. Bruno nimmt aus dem Kühlschrank zwei Flaschen Bier, bietet mir eine an.

»Nein, danke. Bier ist nicht so mein Getränk. War es noch nie.«

Er öffnet seins und lässt sich auf die Couch fallen. »Die Biertrinker werden seltener. Der Wassermangel macht sich überall deutlich bemerkbar.«

»Ja, das ist auch bei mir zuhause ein Problem. Der Weinanbau ist kontingentiert.« Es juckt auf meinem Hinterkopf. Ich ignoriere es. »Aber das sorgt auch dafür, dass die wenigen Weine wesentlich besser sind. Keine Massenware mehr.«

Bruno lacht. »Ja, und deswegen können sich das nur noch die leisten, die ein bisschen mehr verdienen.«

»Ist Bier in Deutschland über Quoten geregelt?«

Er stutzt und macht ein Gesicht, als wollte ich ihn auf den Arm nehmen. »Sie wissen aber reichlich wenig aus dem Alltagsleben, oder? Natürlich! Es gibt Lizenzen. Und die sind teuer. Wo es kaum noch Grundwasser gibt, bekommt man gar keine Lizenz. Und wenn man das Wasser aus den Entsalzungsanlagen nimmt,

erhält man eine grässliche Brühe. Das Zeug will ja niemand trinken.« Bruno setzt an und zieht die Flasche halb leer. Ein kräftiger Rülps folgt.

»Tun Sie sich keinen Zwang an«, kommentiere ich und nehme am kleinen Esstisch Platz. Aus dem Rucksack hole ich das Tablet und schalte es an.

»Das hat mir schon meine Frau vorgeworfen«, murmelt Bruno.

»Was?«

»Dass ich ein ungehobelter Klotz bin.«

»Wo ist Ihre Frau?«

Bruno überlegt offenbar. Dann trinkt er die Flasche leer und stellt sie neben sich auf den Boden. Wieder ein Rülps. »Geschieden«, sagt er nur. Das Derivat ist aktiv. Im Maileingang jede Menge Nachrichten. Eine von Moni, Monika Hertzfeld, Richards Assistentin. Das wird der angekündigte Roman sein.

»Was sagten Sie? Geschieden?«

»Ja. Vor mehr als zehn Jahren. Und bei Ihnen? Gibt es da irgendwo eine Frau?« Es ist kein Anhang an Monikas Mail. Ich tippe drauf, der Text wird eingeblendet.

»Nein, keine Frau. Ich lebe alleine. Ist mir lieber.«

Bruno lacht. Ein verwundetes Lachen. Man hört die Narbe in seinem Inneren. »Genau! Das sage ich auch immer. Ohne die Frauen ist man besser dran ...« Ich lächle. Keine Ahnung, warum. Was steht da? Etwas greift nach meinem Hals und drückt zu. Ruckartig stehe ich auf. Der Stuhl kippt um. Nein! Das kann nicht sein!

»Nein!«, wiederhole ich laut.

»Was?!«, höre ich Bruno rufen. Er stemmt sich hoch. Ich lese die Nachricht noch einmal. *Johannes! Du musst kommen! Richard ist tot! Wurde überfallen in seiner Wohnung ... stell Dir vor! Was machen wir denn jetzt? Bitte! Du musst kommen! Melde Dich sofort!*

»Wer ist Richard?«

Ich antworte nicht. Richard überfallen? In der Wohnung? Und nun tot? Es zieht mich vor die Tür der Laube. Eine schwache Lampe beleuchtet den Kiesweg zur Hecke. Am Himmel stehen Schäfchenwolken. Regen? Wer tut Richard so etwas an? Schritte neben mir. Bruno mit der zweiten Flasche Bier.

»Wer war denn dieser Richard?«

»Ich glaube, er war mein einziger Freund.«

»Scheiße!«, rutscht es ihm heraus. Darauf muss er wohl trinken und tut es ausgiebig.

»Mehr als Scheiße ... er war auch mein Arbeitgeber. Also, nicht dass ich noch arbeiten müsste. Bin in Frührente, aber ein bisschen Geld verdienen, kann nicht schaden.« Ich drehe den Kopf zu Bruno. Er hat schon wieder eine neue Flasche in der Hand. »Außerdem war er mein Verleger.«

»Was? Ihr Verleger? Sie sind ein Schriftsteller?«

»Durchaus, ja, ich schreibe.«

»Na, jetzt bin ich aber platt. Sie sind mein erster Schriftsteller in all den Jahren ...« Bruno prostet sich selbst zu und macht die Flasche leer. Wo er das bloß alles hin kippt?

»Ich will schlafen, Bruno. Ist das in Ordnung?«

»Klar, lassen Sie uns die Betten machen.«

Kapitel 5

Irrwege

Mittwoch, 5. August 2037

Kein Schlaf und Bruno schnarcht auf eine extreme Art, die mich an das letzte Röcheln vor dem Tod erinnert. Die dünnen Wände können mich nicht davor schützen. Ansonsten ist es wirklich still in dieser Laubensiedlung. Dafür ist Richards polternde Stimme in meinem Kopf. Sein Gesicht vor meinen Augen. *„Ich komme nach Nizza“*, waren seine Worte. Richard, der einzige Gesellschafter. Hat mein Vertrag noch Gültigkeit? Und wer hat ihn überfallen? Gibt es ein Motiv in meiner Nähe? Da muss ich nicht lange suchen. Will jemand eine Verbindung zu mir herstellen, muss er über Richard gehen. Es gibt niemand sonst aus meiner Vergangenheit, der noch stellenweise an meiner Seite ist oder war und meinen korrekten Namen und die Adresse kennt. Außer die offiziellen Stellen. Aber selbst bei der Präfektur werde ich unter Bernheimer geführt. Und das Motiv? Hilfe? Jemand nimmt an, dass mein Verschwinden von diesen Brunos organisiert wird. Im Zuge dessen, könnte ich versuchen, mit Richard Kontakt aufzunehmen, und um Geld oder Unterschlupf zu bitten. Ihn zu töten bedeutet, mir einen sicheren Anlaufpunkt zu nehmen. Mich wissen zu lassen, dass es nicht ohne Schmerzen ablaufen wird. Demzufolge kann es nur mein Bruder gewesen sein. Das was Bruno aus Bern mit Charis benannt hat. Die Politische Polizei der EU. Was aber die Möglichkeit aufzeigt, dass sie wissen, was man mir aufgetragen hat. Aber was sie nicht wissen, ist, dass ich meinen Bruder gar nicht töten will, nur zum Schein darauf eingegangen bin, um mich meinem Sohn zu nähern. Bruno hört auf zu schnarchen, röchelt heftig und fängt wieder an. Ich vermisse mein Bett, mein Bad, die Küche. Mein Zuhause.

Mir wird klar, warum Bruno vom Bodensee alleine lebt. Er muss hinter der Laube stehen. Offenbar pinkelt er in den Garten, denn es plätschert abschnittsweise. Das in Raten Pinkeln älterer Männer. Aus seinem tiefsten Inneren würgt er Schleim nach oben und speit ihn gut vernehmbar aus. Ich stehe seufzend auf. Mit Kopfweh. Es ist kurz nach acht Uhr. Das Derivat hat das Tablet gesperrt. Ich aktiviere mit Fingerabdruck und lese Monikas Nachricht noch zwei Mal. Dann tippe

ich auf das Kamerasymbol. Niemand geht dran. Also eine Sprachnachricht.
„Monika, das ist grauenhaft, was da passiert ist. Weiß man schon mehr? Was ist jetzt mit dem Verlag? Kannst du ihn nicht weiterführen? Ich bin unterwegs und kann beim besten Willen nicht kommen. Erkläre ich dir ein anderes Mal. Ich melde mich morgen wieder.“

Bruno kommt in die Laube. »Morgen. Wir müssen los. Dein Zug fährt kurz vor elf Uhr.« Er ist über Nacht beim Du gelandet.

»Ab Konstanz?«

»Nein, ich bringe dich zur Fähre nach Friedrichshafen. Das ist mein Auftrag. Mehr kann ich nicht sagen, weil ich nicht mehr weiß.« Ich stecke das Tablet in die Tasche, hole frische Kleider heraus, wasche mich kurz und creme das Gesicht mit dieser Limonenpaste ein. Bruno hat Kaffee gekocht in einer alten Espressokanne aus Edelstahl. Mit zwei Löffel Zucker schmeckt er gar nicht so schlecht. »Tut mir leid, das mit deinem Freund. Wie hieß er noch?«

»Danke. Richard. Richard Aumann.«

Bruno kratzt sich den Bauch. »Hab ich geschnarcht?«

»Hab nix gehört.«

Sein Gesicht leuchtet fast. Ein Grinsen bis über beide Ohren. Das hat ihn vielleicht glücklich gemacht. »Trink aus, wir gehen«, sagt er und steht auf.

Bruno hat mich am Konstanzer Hafen abgesetzt. Während der Fahrt hatte ich die Augen geschlossen. Zu viel Licht. Zu hell. Vielleicht wollte er lediglich Rücksicht nehmen, jedenfalls hat er die Fahrt über geschwiegen, sich für den angenehmen Abend bedankt und das war es. Ein weiterer Bruno würde auf mich warten, waren seine letzten Worte. Mein Kopfweg ist schlimmer geworden. Richard kreist durch meine Gedanken. Mit der Tasche auf dem Rücken gehe ich zum Anleger, der ziemlich tief im Wasser liegt. An der Kaimauer und in den Seeboden gerammte Pfählen ist deutlich zu sehen, dass der Wasserspiegel mindestens anderthalb oder zwei Meter unter dem normalen Maß ist. Ich lade das Ticket aufs Smartphone, steige in einen Katamaran, setze mich ans Fenster und schließe die Augen. Noch ist es nicht sehr warm. Ein frischer Wind weht über den See und in die Kabine herein. Leichte Dünung lässt das Schiff etwas schaukeln, das Wasser schlägt gegen

die Bordwand. Dann ein Geräusch. Eine Frauenstimme räuspert sich, stellt Taschen ab, setzt sich neben mich. Sie hustet. Dann telefoniert sie. Mit ihrer Tochter, nehme ich an. Sie soll die Waschmaschine anschalten, aber auf die Temperatur achten. *Bitte nur dreißig Grad!*, fleht sie. Außerdem müsste die Person auf der anderen Seite noch einkaufen gehen. Kartoffeln und Karotten für einen Auflauf. Und sie solle bei Opa vorbeigehen, nach dem Rechten sehen. Dann legt sie auf und zieht die Nase hoch. Weitere Stimmen. Die Kabine füllt sich und Motoren starten. Es geht los.

Die Fahrt wird eine Stunde dauern. Wir haben kaum den Hafen verlassen, als meine Sitznachbarin auf meinen Unterarm tippt. Ich öffne die Augen. Der Katamaran beschleunigt. »Entschuldigung«, beginnt sie. »Ich muss mal an die frische Luft. Würden Sie auf meine Taschen aufpassen?«

»Mach ich.« Sie lächelt und verlässt den Platz, stürmt fast auf die hintere Tür zu. Zurück bleiben zwei Taschen mit Kleidern und in einer steckt eine Tüte mit Brötchen. Wer sollte auf so einem kleinen Schiff, das eine Stunde auf dem Wasser ist, zwei große Taschen klauen? Und besonders vermögend scheint sie auch nicht zu sein. Ich blicke mich um. Vielleicht dreißig Personen sind in der Kabine. Von einem weiteren Bruno ist weit und breit nichts zu sehen. Niemand kommt. Nur die Frau kehrt zurück. Sie ist ein bisschen fahl im Gesicht.

»Geht's besser?«, frage ich so freundlich wie möglich.

»Ach ja«, seufzt sie. »Ich werde mich nie an so eine Überfahrt gewöhnen. Und heute ist ja auch noch Wind. Zu allem Übel.« Sie mustert mich. »Macht Ihnen das nichts aus?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein. Ich bin noch nie seekrank geworden. Auf keinem Schiff oder Boot.«

»Sie Glücklicher«, stellt sie fest und atmet ein paar Mal tief durch. Aus dem Netz der Sitzlehne vor ihr holt sie eine Papiertüte und rennt wieder hinaus. Warum hat sie sich ausgerechnet mich ausgesucht? Da sind mindestens noch fünfzig freie Sitzplätze. Darf ich nicht mit geschlossenen Augen hier sitzen, mein Kopfweg ignorieren und an Richard denken? Es dauert, bis sie zurückkommt, die Tüte in einen großen, dafür vorgesehenen Behälter wirft und stöhnend Platz nimmt.

»Tschuldigung ...«

»Kann passieren.«

Sie zückt wieder ihr Smartphone und arbeitet sich durch Apps, Nachrichten, Chats, was weiß ich was. Meine Augen fallen von alleine zu. Ich bin hundemüde und genieße das leichte Schaukeln auf den Wellen, die spürbare Geschwindigkeit. Seltsam ... warum diese Leute ausgerechnet diesen Weg für mich ausgesucht haben? Als wüsste dieser ominöse Widerstand von meinen Lieblingsplätzen wie Südfrankreich, Schweiz oder Bodensee. Und am Ende steht die Frage, wohin diese Reise führt? Natürlich, sie wollen den Tod meines Bruders. Aber wo wird dieser von ihnen geplante Tod stattfinden? Den ich sowieso nicht ausführen werde ...

»Das ist doch nicht möglich«, höre ich meine Nachbarin sagen. Prompt tätschelt sie meinen Unterarm. »Schauen Sie!«

Ich schaue. Reibe Sand aus meinem linken Auge. »Was denn?«

»Haben Sie nicht die Nachrichten gesehen? Diese schwarzen Islamisten, die da geflohen sind?«

Ich versuche so lautlos wie möglich durchzuatmen. »Nein. Um was geht es denn?« Mit dem Finger deutet sie auf die Nachricht einer Social-Media-Website. 136 Afrikaner sind aus einem Frontex-Lager auf Sizilien entkommen. Gerade als man sie wieder nach Libyen bringen wollte. Weitere 46 sind dabei gestorben, im Elektrozaun oder von Wachpersonal getötet.

»Sie sollten diese Tiere gleich erschießen!«, stellt sie unmissverständlich klar. »Noch wenn sie auf ihren Booten sind.«

»Ich dachte, es handelt sich um Menschen, nicht um Tiere.«

Sie sieht mich ungläubig an, nicht sicher, was von meiner Bemerkung zu halten ist. Hinter ihrer Stirn arbeitet es. Was ist das für ein alter Kerl? Wo kann ich den einordnen? »Wer sich verhält wie ein Tier, ist eben kein Mensch mehr«, sagt sie schließlich.

»Und sie haben gesehen, dass diese Menschen sich wie Tiere verhalten haben? Wie verhalten sich Tiere eigentlich? Darf ich mal lesen?«

Ich nehme das Smartphone und lese weiter. »He!«, protestiert sie.

»Ich lese ja nur. Schließlich soll ich mich doch informieren.«

Sie presst den Mund zusammen und ist still. Allerdings gibt es da nicht viel zu lesen. Außer Schund. Vergewaltigungen, Raub oder Raubmord, unser gutes Wasser, unsere Frauen, das wollen sie, haben es zwar noch nicht getan, aber man weiß ja, wie das ist mit diesen Tieren.

»Es sind auf jeden Fall Menschen. Denn Tiere tun so etwas nicht«, bemerke ich nebenbei. »Aber mal abgesehen davon, lese ich hier von keinem Beweis. Sie nehmen an, dies würde passieren, ließe man sie frei. Und das wird im Artikel hergeleitet aus ein paar Fällen, die vorgekommen sind in der Vergangenheit. Sind die Europäer, die solche Taten begehen, ebenso Tiere? Sollten wir auf uns selbst schießen?«

Sie reißt schweigend das Smartphone an sich. »Unsere Regierung hat recht. Wir müssen wieder zum wahren christlichen Abendland werden. Uns schützen! Nur dann überleben wir die Scheiße ...«

»Was für eine Scheiße?« Sie packt zusammen und geht vier Plätze weiter nach vorne. Warum nicht gleich so, denke ich und mache es mir wieder bequem.

Eine knappe Stunde dauert die Überfahrt nach Friedrichshafen. Beim Aussteigen vermeide ich ein Zusammentreffen mit dieser unangenehmen Frau. Allerdings gibt es in dem, was sie erwähnte, ein paar Punkte, die ich mir merken werde für später. Außerdem wird es wärmer. Ich habe auf Regen gehofft, angesichts der Schäfchenwolken letzte Nacht. Aber nichts. Stahlblauer Himmel, die Alpen sind zum Greifen nahe. Was fehlt, sind die schneebedeckten Gipfel meiner Kindheit. Und mich verlangt nach einem großen Glas Wasser. Auf dem Pier stehen eine Menge Menschen. Die meisten von ihnen steigen in den Katamaran. Sie wollen nach Konstanz. Ich warte, bis sie weg sind und ebenso die Fahrgäste, die mit mir nach Friedrichshafen gekommen sind. Übrig bleibt eine Frau. Sie rührt sich nicht, also gehe ich auf sie zu. Kurz vorher stelle ich die schwere Tasche ab.

»Guten Morgen, Bruno. Ich brauche unbedingt ein Glas Wasser. Bin am Verdursten.«

»Gut«, antwortet sie lapidar. »Gehen wir.« Sie führt mich zu einem Eiscafé an der kurzen Uferpromenade. Bertolis Alpeneis.

»Ich habe selten einen dämlicheren Namen für ein Eiscafé gelesen«, stelle ich beim Eintreten fest. Ich kann nicht sehen, ob Bruno reagiert. Sie steuert den hintersten Tisch an – fast ein Muss in ihrem Gewerbe – und setzt sich. Ich hebe die Rucksacktasche auf die rote Eckbank und nehme daneben Platz. Gemütlich. Immerhin. Die Beine von mir gestreckt, recke ich beide Arme und gähne ausgiebig. Bertoli kommt persönlich, nehme ich an. Bruno bestellt ein Spaghettieis und ich ein großes Glas Wasser, einen Espresso und einen Früchtebecher. Bertoli ist zufrieden. Wir sind die einzigen Gäste, aber Bruno schweigt. Bruno aus Friedrichshafen? Ich grinse und schüttele den Kopf. Es fällt mir schwer, die Beherrschung nicht zu verlieren, nicht laut loszulachen. Wäre ich nicht vom Ernst der Lage überzeugt, könnte man das Ganze als Klamotte an einem Laientheater aufführen. Aber Guerlaine ist tot. Und ich bin überzeugt, dass Richard sterben musste, weil er mich am besten kennt und möglicherweise in der Zukunft zu mir befragt würde. Es ist kein Spaß.

»Um kurz vor eins fährt der Regionalexpress nach Stuttgart«, platzt Bruno heraus. »Wir müssen zum Stadtbahnhof laufen. Sind nur ein paar Meter. Macht Ihnen doch nichts aus, oder?«

»Nein, macht mir nichts aus«, bestätige ich. Sie schweigt wieder und Bertoli kommt mit Wasser und Espresso. Ich frage ihn nach einer Kopfwhehtablette und er springt förmlich zurück zur Theke, zieht eine Schublade auf und kehrt mit ein paar Tabletten zurück.

»Das sind Ibuprofen 600. Davon dürfen sie nicht mehr als zwei am Tag nehmen.« Ich bedanke mich und seinem Lächeln nach zu urteilen, hat es ihn glücklich gemacht. Bruno ist keine Gefühlsregung anzusehen. Allerdings ist sie die erste in der Bruno-Reihe, die Auffälligkeiten besitzt. Mitte dreißig würde ich schätzen und von herber Schönheit. Gezeichnet. Zwei Narben im Gesicht. Eine unter dem Kinn, die andere zieht sich den Hals hinauf zum Ohr. Sie hat kurze Haare, aber sicher nicht professionell geschnitten. Und dann sind da noch ihre Augen. Ein bodenloses Schwarz. Sobald sie den Blick auf mich richtet, spüre ich einen starken Sog. Sie macht mir Angst. Bertoli bringt unsere Bestellungen.

»Vielen Dank«, sage ich. Bruno schweigt und nimmt den langstieligen Löffel. »Sie sind nicht sehr gesprächig«, stelle ich fest, nehme zwei der Ibuprofen und spüle sie mit der Hälfte des Wassers in meinen Magen.

»Zwei am Tag, hat er gesagt. Nicht zwei auf einmal. Ich habe keine Lust, Sie wegen einer Komplikation ins Krankenhaus zu bringen.« In ihr lauert eine unangenehme Finsternis. Fast fühlbar. Und sie mustert mich. Ist Gefahr hinter diesem Blick? Auf jeden Fall. Ein menschlicher Vulkan. Was mich wieder an Richard denken lässt. Warum glaube ich, dass nur mein Bruder ihn hat beseitigen können. Die Motive der von Canard als Widerstand bezeichneten Organisation liegen irgendwo im Nebel. Ich wüsste nicht mal ansatzweise, wen ich darüber befragen soll. Die Polizei auf jeden Fall nicht. Mein Vertrauen zu anderen Menschen endet an meiner Nasenspitze.

»Das brächte ihren Plan durcheinander, was?«, spekuliere ich.

»Es gehört nicht zu meinem Auftrag«, erwidert sie kühl, die Augen auf dem Eisbecher. Langsam schiebt sie den Löffel von unten zur Becherspitze, mitten durch den zähflüssigen Kirschsafft. Ich denke an Mord, Folter, langsames Sterben, so was in der Art. Diese oder dieser Bruno könnte die Frau fürs Grobe sein. Zuerst werde ich jedoch meinen Espresso trinken, rühre zwei Löffel Zucker hinein. Drei Schluck später ist er leer. Ein ausgezeichneter Espresso. Stark und mild. Schweigend esse ich den Früchtebecher. Wenn ich ihre Löffelbewegungen messen würde, käme ein gleichbleibender Rhythmus zwischen Eis aufnehmen und in den Mund führen heraus. Wie eine Maschine. Nachdem sie die Schale geleert hat, steht sie auf und zahlt. Mit dem letzten Stück Ananas auf meinem Löffel, tritt sie an den Tisch. »Wir gehen.«

Der Regionalexpress nach Stuttgart fährt über Ulm und dann die alte Filstalstrecke. Bruno sitzt mir gegenüber und starrt aus dem Fenster. Ich hocke mit dem Rücken zur Fahrtrichtung und schwanke zwischen dem Erkunden der Landschaft und dem Betrachten ihres Gesichts. Es fasziniert mich, das muss ich unumwunden zugeben. »Wir haben offenbar genug Zeit. Ich kenne nicht das Ziel meiner Reise, aber es könnte einfacher sein. Schneller.«

Sie reagiert nicht. Wir sind, bis auf ein älteres Paar, alleine im Panoramateil des Doppelstockwaggon. Und die beiden Alten unterhalten sich angeregt über den Bodensee. Aus dem Rucksack nehme ich das Tablet und schalte es an. Dutzende Mails, Werbung und unnützer Kram. Eine Nachricht von Monika. Bitte umgehend anrufen, schreibt sie. Ein Blick zu Bruno. Sie sitzt wie eingefroren. Aus der Hosentasche hole ich den Ohrlautsprecher und setze ihn ein, tippe dann aufs Kamerasymbol. Das Wartezeichen ... dann sehe ich Monikas Gesicht. Es entspannt sich sofort.

»Endlich! Wo bist du, um Gottes Willen?«

»Unterwegs. Gibt es Neuigkeiten zu Richards Tod?« Ihr Gesicht hellt sich auf. Sie will erzählen, weiß aber nicht, wo beginnen.

»Ja! Sie haben einen Kerl gefasst. Er hat gestanden! Stell dir vor ...«

»Er heißt aber nicht zufällig Bruno?«, unterbreche ich ihre Aufregung. Sie stutzt.

»Was? Bruno? Keine Ahnung! So was sagen sie einem doch nicht. Wie kommst du da drauf?!«

Ich winke ab und sehe im Augenwinkel Brunos Bewegung gegenüber. Sie rutscht etwas nach vorne auf dem Sitz, beugt sich herüber, schaut, mit wem ich rede – und gerät in den Erfassungsbereich der Kamera. Monika weicht zurück. »Huch? Meine Güte, Johannes, du bist mit einer Frau unterwegs? Ich wusste nicht, dass du ...«

»Vergiss es, Monika.«

Sie lächelt gequält. »Johannes ... der Notar kommt heute. Als alleiniger Geschäftsführer hat Richard offenbar vor einigen Jahren den Nachlass geregelt. Auch für den Verlag.« Sie hebt einen Brief in die Kamera. »Den habe ich vorab bekommen von seinem Anwalt. Richards Anweisungen für mich, falls er nicht mehr unter uns weilt.«

»Er hat schon immer vorausgedacht.«

Monika nickt. »Das hat er. Allerdings, na ja, das hat mich doch sehr überrascht ...«

»Was?« Ich kneife die Augenbrauen zusammen. Was hat sie überrascht? Richard hat etwas ausgeheckt und niemand wusste Bescheid?

»Der Notar wird bekanntgeben, dass Richard Aumann einem gewissen Johannes Meissner im Falle seines Todes die Verantwortung überträgt.« Sie schweigt für eine Sekunde. »Und natürlich seine Geschäftsanteile.« Mir fehlen die Worte. Mir fehlt

sogar die Kraft zu irgendeiner Reaktion. Bruno bemerkt mein Erstarren und fixiert mich mit diesem Dunkelblick. Dem Sog. Ich spüre förmlich, wie alles an und in mir zu ihr hingezogen wird. Ein Schwarzes Loch und ich bin kurz vor dem Ereignishorizont. »Hörst du mir zu, Johannes?« Ein paar Mal blinzeln und ich bin wieder bei mir.

»So ungefähr, ja. ‚Seine Geschäftsanteile‘ hast du gesagt. Wieso Anteile? Gibt es noch jemanden, der Anteile hat?«

»Er hat hat achtzig Prozent und ich zwanzig.«

Monika hat Anteile an meinem alten Verlag? Das macht mich wirklich sprachlos. Aber vollkommen egal jetzt. Ich weiß, dass Bruno jeden Buchstaben, den ich sage, registriert und bin sicher, sie würde sofort eingreifen, käme ich von der vorgesehenen Linie ab.

»Okay, Monika, pass auf: es ist mir unmöglich zu kommen. Zumindest im Moment ...« Ich fasse einen spontanen Entschluss, zwischen Friedrichshafen und Ulm, weit weg von Berlin. Ein schneller Gedanke, aber warum nicht. »Monika, du bist seit siebzehn Jahren im Verlag, hast alle Geschäfte für Richard erledigt. Könntest du den Verlag führen und all das tun, was Richard getan hat? Die Entscheidungen, was und wer veröffentlicht wird? Hast du die Nase für gute Literatur?« Sie lehnt sich zurück mit leicht offenem Mund, ihr Blick wandert durch den Raum, an die Decke, dann nach innen. Es dauert. Dann ...

»Ja, das könnte ich.«

»Gut. Lass den Anwalt ein Schreiben aufsetzen. Ich werde meine Anteile an dich übertragen, sobald der Notar den Nachlass eröffnet hat. Hörst du? Schick mir den Wisch. Ich unterschreibe unterwegs, wenn nötig per Videoanruf.« Sie nickt. In einem fort, hört gar nicht mehr auf. »Monika?«

»Bin noch da, ja, gut Johannes, das mach ich. Das mach ich ...« Ich hebe kurz die Hand und schalte ab, atme tief ein. Mein Verlag! Was hab ich getan? Warum hat Richard das nie erwähnt? Will ich das überhaupt? Kann Monika das?

»Sie entscheiden schnell«, holt mich Brunos Stimme ins Jetzt zurück. »Aus dem Bauch heraus«, fährt sie fort. »Das gibt mir zu denken.«

»Das gibt Ihnen zu denken? Irgendwie beruhigt mich das.«

Bruno lehnt den Kopf an die Scheibe und kneift ein Auge zu. Die erste, wirkliche Regung an ihr. Gleich kommt Ulm und langsam zieht sich der Himmel zu.

Wir fahren in den Regen hinein. Ich untertreibe. In eine anthrazitfarbene Wand aus Hagel und zuckenden Blitzen. In Amstetten müssen wir eine Zwangspause einlegen. Es trommelt auf das Panoramadach. Der Regen geht über in kleine, dann große Hagelkörner. Der Lärm ist unbeschreiblich. Von der Umgebung ist nichts mehr zu sehen. Immer wieder mäandernde Blitze, grelles Licht, aber Brunos Augen schlucken auch das. Sie bleiben regungslos.

»Sollen wir nach unten gehen?«, fragt sie.

»Haben Sie Angst?« Diese Frage kann ich mir nicht verkneifen.

»Nein, aber Sie vielleicht.« Ich glaube ihr das mit der Angst. Es kracht direkt neben uns, das Licht geht aus. Das ältere Paar ist schlau und macht sich auf den Weg in die untere Ebene. Ein Summen kommt auf. Über mir ist seltsames Leuchten, grünlich, manchmal gelblich.

»Der Blitz ist in die Oberleitung eingeschlagen«, stelle ich fest und zeige nach oben. Bruno sieht hinauf. Das Leuchten wandert entlang des Fahrdrahts.

»Gehen wir runter«, murmelt sie und steht auf. Ich folge ihr. Es wird wackelig, so sehr rüttelt eine Bö nach der anderen am Waggon. Vor den Flügeltüren fließt ein anschwellender Bach, der sich einen Weg durch die Hagelkörner bahnt.

»Unheimlich«, stellt Bruno fest und bleibt stehen. Ich bin noch eine Stufe über ihr und frage mich, wieso sie nicht weitergeht? Ein Mann kommt aus dem vorderen Waggon, kreuzt ihren Weg. Bruno beugt sich vor, um besser sehen zu können, was draußen geschieht. Die kurzen Haare geben den Nacken frei. Da ist ein tätowierter Fisch. Lang wie mein Daumen. Dunkelrot. Meine Knie werden weich. Ein Fisch?

»Gehen Sie weiter. Ich bin ein alter Mann und muss mich setzen.« Sie richtet sich auf und dreht sich mir zu, sagt aber nichts. Nur der Blick. Lange und abschätzend. Mir fällt spontan Dantes Inferno ein. *„Lasst, die Ihr eintretet, alle Hoffnung fahren!“* Endlich setzt sie sich in Bewegung und steuert einen der längsseitigen Sitze an. Es ist nur noch der Platz neben ihr frei, also hocke ich mich dort hin. Unsere Oberarme berühren sich. Ich kann nicht sagen, warum, aber es erregt mich ungemein. Fast ein Summen, wie in der Oberleitung. Leuchtet es auch so

überirdisch? Ich schaue auf meine rechte Schulter. Bruno registriert die Kopfbewegung und folgt ihr. Jetzt sind ihre schwarzen Augen keine zwanzig Zentimeter vor mir. Ein Duft kriecht in meine Nase. Herb, außergewöhnlich, fast so was wie Zimt und bittere Limonenschale. Wir starren uns an.

»Etwas zieht mich in Sie hinein, Bruno. Ich weiß nicht, was, aber es ist mächtig«, flüstere ich ihr zu. Sie kommt näher, ein ganzes Stück näher. Ihre Lippen öffnen sich einen Spalt. Langsam. Wie das Öffnen eines Blütenkelchs, der die Sonne begrüßt.

»Dann lassen Sie es zu«, erwidert sie.

»Warum nicht ...«

Eine Daumenspanne trennt mich noch von diesem menschlichen Ereignishorizont. Zentimeter um Zentimeter schiebe ich die Lippen auf ihre zu und setze sanft auf. Sie drückt dagegen. Wir sind verbunden, weder fest noch lose. Die Spannung entlädt sich in einem massiven Blitz. Habe ich jedenfalls den Eindruck, aber es passiert draußen. Der Blitzableiter auf dem Mast glüht, das Summen wird leiser. Unsere Haare stellen sich, kleben an der Scheibe. Der Hagel verschwindet, ich löse mich auf und Bruno atmet in mich hinein. Langsam fahren wir weiter.

Ich habe die Augen geschlossen. Es geht die Geislinger Steige hinab, Kilometer um Kilometer. Nichts sagen, nichts sehen wollen. Nur das Bild sich küssender Lippen kreist durch mein Hirn. Ich friere vor Sehnsucht nach einer erneuten Berührung. Meine Güte! Was ist da bloß passiert? Kenne ich mich noch? Alles weg. Richard! Mein Bruder! Selbst der Plan, meinen Sohn wiedersehen zu wollen, ist hinter dieser Berührung zurückgeblieben. Was sind ihre Gedanken? Oder Gefühle? Hat sie überhaupt Gefühle? Idiot! Natürlich. Wer einen solchen Moment derart aufheizen kann, wird eine volle Magmakammer davon haben. Wir halten. Stimmen, Türen zischen. Dann geht es weiter. Bis zur nächsten Station. Jetzt höre ich auch wieder die Ansagerstimme.

»Esslingen, rechts aussteigen.«

Nur noch wenige Minuten, dann sind wir in Stuttgart. Zeit, die Augen zu öffnen. Unwillkürlich muss ich nach rechts schauen und treffe auf Brunos Blick. Hat sie mich die ganze Zeit angesehen?

»Wenn du mir sagen würdest, du kämst direkt aus dem Schwarzen Loch im Zentrum der Milchstraße, ich würde es glauben«, gestehe ich ihr. Da kommt Bewegung in die starre Mimik. Ein Mundwinkel zuckt und schiebt sich wenige Millimeter nach oben. Ich werte es als zurückhaltendes Lächeln. Also lächle ich ebenso vorsichtig. Bis Stuttgart sehen wir uns an. Falls uns jemand dabei beobachtet, wird er uns für zwei Irre halten.

Stuttgart kommt, ein langer Tunnel, dann halten wir im unterirdischen Bahnhof. Ich will aufstehen, aber Bruno legt die Hand auf meinen Oberschenkel. Mögen diese Sekunden nie vergehen! Warten. Nach dem letzten Fahrgast steht sie auf und geht auf den Bahnsteig. Wie ein Lamm folge ich, hin zu einem dieser Kelchstützen. Wir lehnen uns an.

»Wann geht es weiter? Und vor allem, wohin?« Anstelle einer Antwort, sieht sie sich um. Wieder und wieder. Entweder erwartet sie jemanden oder jemand erwartet uns. Ich bin mir nicht sicher, was mir mehr Angst macht. Der Fisch in ihrem Nacken fällt mir ein. Wie auf Diegos Ring. Die Speisung der Fünftausend. Ichthýs.

»Warte hier«, sagt sie. Ich nicke und sehe nur noch ihren Rücken. Der Bahnhof ist in Nord-Süd-Richtung gebaut. Wir stehen am nördlichen Ende. Eine endlose Menge Menschen quillt aus Fahrstühlen, besetzt Rolltreppen, steigt aus EuroRail-Zügen oder drängt hinein, setzt sich auf Gepäckwagen oder Koffer. Bruno geht vor zur Markierungslinie und späht zum Bahnsteig auf der anderen Seite. Sucht ihn ab, von links nach rechts. Ein Zug nach Budapest wird angesagt. Kommend von Kopenhagen. In der dunklen Röhre wachsen die Fahrgeräusche. Die Menschen stehen auf, bilden langsam Reihen. Bruno verschwindet hinter Körpern. Da! Ihre kurzen Haare. Sie sieht sich zu mir um. Der Sog, die Lippen. Im Augenwinkel der heranfahrende EuroRail. Ein Mann tritt hinter Bruno. Seine Hand schnell vor. Ich sehe es kaum. Menschen heben die Hände vors Gesicht. Ein Schrei. Viele Schreie. Ein Blick ist mir noch vergönnt. Auf ihre Beine, die über die Kante rutschen, hinunter zum Gleisbett. Es gibt einen dumpfen Schlag und quietschende Räder werden lauter als alle Schreie. Die Menschen weichen zurück. Eine ganze Waggonlänge später kommt der Zug zum Stehen. Ich will rennen! Zum Gleis. Ein Mann versperrt meinen Weg.

»Wir sollten gehen«, stellt er klar und deutet auf ein Stück Metall am Hosensack. Ich sehe Polizisten laufen. Auf der anderen Seite fährt ein weiterer EuroRail ein. »Sieh an. Gerade rechtzeitig«, sagt er und schiebt mich zur Linie. »Gestatten, Bruno aus Köln.« Ich sage gar nichts. Alles an mir ist wie gelähmt. Warum die Beine funktionieren, weiß ich nicht. Wo ist meine Tasche? Er trägt sie. Der Zug hält und wir steigen ein. Erste Klasse. »Sehr schön, ein freies Abteil.«

»Und bezahlen?«, stottere ich fast.

»Hab ich doch gerade.«

Die Türen schließen sich. Durch die Scheibe sehe ich Sanitäter. Polizisten drängen die Menschen zurück und zwei weitere drücken einen großen Mann auf die Fliesen. Von seinem Gesicht ist nichts zu erkennen vor lauter Bart und Kopfharen. Bruno stemmt die Tasche ins Gepäckregal und setzt sich. Er gähnt. Ich fixiere ihn lange. Jeden Quadratzentimeter will ich mir einprägen.

Wieder in einem Tunnel. Mannheim liegt vor uns. Fünf Minuten noch. Bruno schweigt mit geschlossenen Augen. Aber er schläft nicht. Seine Sinne sind hellwach, da mache ich jede Wette. In ihm ist Spannung. Drahtige Hände, sehniger Hals, Stoppelhaare, kurzhaariger Bart. Ein weites Leinen-Sakko und Bluejeans. Leger. Ich suche ein Fisch-Symbol. Vergeblich. Die Tür wird geöffnet. Ein älterer Herr mit einem kleinen Wagen voller belegter Baguettes und Getränken. Bevor er etwas sagen kann, komme ich ihm zuvor. »Drei vegane Baguettes und eine Flasche Limonade, bitte. Und für meinen Freund hier zwei Baguettes und ein Wasser.«

»Mach ich«, sagt der Alte. Wie alt er wohl sein mag? Also wenn ich die 66 erreicht habe, steht er mir in nichts nach. Warum arbeitet er hier?

»Fünfunddreißig Euro und vierzig Cent, bitte.«

Ich gebe ihm einen Fünziger. »Stimmt so.«

Es hat den Eindruck, als wollte er über den Wagen springen und mich umarmen. Seine Augen glänzen. »Oh! Vielen Dank. Sehr freundlich. Wirklich ...« Ich winke ab, halte den Finger vor den Mund und nicke zu Bruno. Schließlich hat der die Augen zu. Ich nehme Baguettes und Getränke an mich, dann geht die Tür wieder zu.

»Wieso kaufen Sie mir Baguettes und Wasser? Ich kann das durchaus selbst – wenn ich es will.« Bruno hat ein Auge offen. Ich zucke mit den Schultern.

»Dann eben nicht. Bis Köln esse ich das auf.« Nach dem ersten, wirklich schmackhaften Baguette, verlassen wir Mannheim. Wir sind nach wie vor alleine im Abteil und Bruno aus Köln hält die Augen wieder geschlossen. Er muss sich seiner Sache sehr sicher sein. »Warum musste sie sterben?« Er ignoriert mich. Mit dem Schuh stupse ich gegen sein linkes Bein. »Warum musste sie sterben? Was hat sie getan?«

»Ich weiß nicht, von wem Sie reden«, sagt er genervt, richtet sich auf und greift nach einem Baguette. Schau an! Doch Hunger. Aus meinem Unterleib bahnt sich Wut einen Weg nach oben.

»Von meiner Begleiterin, die vor den Zug gestoßen wurde! Von wem sonst?!« Ich rutsche nach vorne, an die Sitzkante. Jederzeit bereit aufzuspringen. Ich spüre immer noch die Kraft der dunklen Augen, die Sehnsucht nach diesen Lippen. Hatte sie es ernst gemeint? Oder nur mit mir gespielt ... ich werde es nie erfahren. Aber genau das macht mich wütend!

»Sie geben wohl keine Ruhe, was?!« Er beißt kräftig ab und schmatzt unangenehm laut. »Seien Sie froh, dass Sie das Miststück los sind! Irgendwo zwischen Stuttgart und Köln wären Sie entsorgt worden. So wie unser Kontakt in Friedrichshafen. Der liegt im See!« Ich will antworten, ihm eine Predigt halten, aber mir kommen lediglich Tränen und ich schweige. Was sollte ich auch sagen? Er zieht die Augenbrauen nach oben und lässt die Hand mit dem Baguette auf seinen Schoß sinken. »Ich verstehe ... Sie wurden um den Finger gewickelt.« Er lacht und Tomatenreste fallen aus seinem Mund. Notdürftig fängt er sie auf. »Haben Sie sich etwa verliebt?« Sein Lachen geht über in ein Glucksen. »Zwischen Friedrichshafen und Ulm verliebt ...« Ich stehe auf und will das Abteil verlassen. Die Hand an meinem Kehlkopf hält mich zurück. Der Druck ist massiv. Ich bekomme kaum Luft. Wenn die Frau mit den dunklen Augen gefährlich war, dann will ich nicht wissen, was dieser Kerl alles auf dem Kasten hat.

»Nur die Ruhe«, sagt er leise. »So ist das halt, wenn die Hormone mit einem durchgehen. Das kenne ich, deswegen bitte ich sie freundlichst, wieder Platz zu nehmen.« Ich folge seinen Worten und dem Griff, setze mich. Er lässt los, nimmt ebenfalls Platz und vertilgt den Rest seines Baguettes, dass er auf den Nachbarsitz geworfen hat. Warum mussten sie mir ausgerechnet dieses Tier schicken? Ich

denke an ... an, ja, ich weiß nicht mal ihren Namen. Bisher hatte ich keine Ahnung, dass es Menschen mit einer solchen Ausstrahlung gibt. Einen weniger jetzt. Genau in dieser Sekunde könnte ich töten. Diesen groben Klotz, der schon wieder die Augen geschlossen hat.

Dem Zuginfosystem nach habe ich knapp anderthalb Stunden geschlafen. Immerhin ist das Kopfweg verschwunden. Die Streckenanzeige verortet uns zwischen Montabaur und Siegburg. Wir fahren 350 Stundenkilometer und von der Landschaft ist kaum was zu sehen. Und wenn, gefällt es mir nicht. Der Westerwald, oder was von ihm übrig ist. Kahle Kuppen, ab und zu Baumgerippe darauf. Brand oder Austrocknung, wie auch immer. Die Hänge nicht viel besser. Dazwischen großangelegte Flächen mit Wiederaufforstung. Mischwald. Ein Kampf, bei dem noch nicht entschieden ist, wer gewinnen wird. Ich denke an meinen Sohn. Habe ich ihn auf all das vorbereitet? Genug getan, um das zu verhindern? Nein. Weder das eine noch das andere. Die Frage, ob wir wussten, was kommt, kann ich nur mit ‚Ja‘ beantworten. Bruno sieht mich an. Unentwegt. Egal auf was ich mich konzentriere, immer wieder bleibe ich an ihm hängen.

»Sagen Sie mal, Bruno, haben Sie Kinder?«

»Nein.«

Ich knete die Unterlippe mit den Zähnen. Keine Kinder. Wahrheit oder nicht?

»Seien Sie froh. Da laufen Sie auch nicht Gefahr, Fehler zu machen, die schlimme Nachwirkungen haben.« Ein fragender Blick von Bruno.

»Was für Fehler haben Sie gemacht?«

»Alkohol. Mir nicht bewusst sein, was Kinder aufziehen bedeutet.

Verantwortungslosigkeit. Das mündet im Allgemeinen in einer Katastrophe ...«

»Mündet? Oder mündete?«

»In meinem Fall beides.« Er setzt sich aufrecht und faltet die Hände im Schoß, dreht die Daumen umeinander.

»Was war das Ergebnis Ihrer Katastrophe?«

»Eine tote Ehefrau und einen Sohn, den ich seither nie mehr gesehen habe.« Er macht einen Spitzmund und nickt ein paar Mal.

»Dann hat sich das ja richtig gelohnt.«

Da könnte ich auch mit einem Kühlschranks reden. »Glückwunsch, Bruno, Sie sind ein richtiger Empath.«

»Zumindest bin ich kein Alkoholiker der seine Ehefrau um die Ecke bringt und den Sohn vergrault«, kontert er kühl. Treffer. Versenkt.

»Ich muss pinkeln.«

»Gut.« Er steht auf und weist mit der Rechten den Weg. Ich gehe vor, öffne die Tür und trete auf den Flur. Fünf Minuten bis Siegburg.

Dass er mir nicht in die Toilette folgt, ist wohl nur der Enge darin geschuldet. Noch als wir zurückgehen, passieren wir Porz und reduzieren deutlich die Geschwindigkeit. Der Boden vibriert. Im Abteil nimmt er meine Rucksacktasche aus dem Gepäckregal, sieht sich um. »Ich nehme das Essen und die Flasche.« Schweigend wuchte ich die Tasche auf den Rücken. Köln-Kalk zieht draußen vorbei. Wir gehen zum Ausgang. Deutz, die Arena, das Messegelände. Meine Geburtsstadt und viele Jahre der Ort, in dem ich lebte, studierte, Vater wurde. Ein Kribbeln im Bauch kann ich nicht unterdrücken. Waren es vierundzwanzig Jahre? Plus minus ein Jahr vielleicht. So lange war ich schon nicht mehr hier gewesen. Die Hohenzollernbrücke, Groß Sankt Martin und Niedrigwasser im Rhein. Keine Schiffe. Auf beiden Uferseiten sind Sandbänke zu sehen. Die Anleger der Köln-Düsseldorfer liegen auf dem Trockenen.

»Wann haben wir das alles verloren?«, murmele ich. Bruno sagt nichts. Er steht wie ein Wachsoldat neben mir. Andere Fahrgäste sammeln sich hinter uns. Langsam rollen wir unter das Dach der Halle. Bin ich wieder daheim? Mit dem Öffnen der Tür dringt Lärm an meine Ohren, schiebt Bruno mich hinaus, drückt mich sanft, aber bestimmt zur Rolltreppe. In die Masse. Ein gutes Versteck. Schritt halten, denn die Menschenmenge ist schnell. Ich bin neugierig, wo unser Ziel liegt. Gleich aufs nächste Gleis? In den nächsten Zug? Aber wir gehen zum Ostausgang, direkt auf eine Taxe zu. Steigen ein. Bruno sitzt vorne.

»Stammstraße, Ecke Gutenbergstraße«, teilt er der Fahrerin mit. Sie fährt los, beschleunigt schnell, der E-Motor summt. Über Tunisstraße zum Gericht. Magnusstraße, dann Venloer, unter den Gleisen durch. Tatsächlich hat sich viel

verändert in der Stadt. Weniger Fahrzeuge, viele Fahrräder, E-Bikes, E-Busse, PV-Anlagen an allen Ecken und Enden.

Wir kommen gut durch, vorbei an der Moschee, biegen in die Leostraße. Ich erinnere mich an einen Kumpel, der hier wohnte. Wir waren sechzehn oder siebzehn. Keine dreihundert Meter weiter sind wir da. Bruno zahlt mit dem Smartphone. Dann stehen wir auf der Straße. Mehr wie ihm folgen kann ich nicht tun. Er legt den Arm um meine Schulter und redet auf mich ein. Grinst, lacht hin und wieder, zieht mich mit. *„Mensch, Robert, lange nicht mehr gesehen. Wie geht es deiner Schwester? Klar, kannst du ein paar Tage bei mir wohnen. Was? Nee, mit der bin ich nicht mehr zusammen. Moment! Wir sind da.“* Metalltür, grün gestrichen. Die Hauswand ist ein wenig heruntergekommen. *„Logisch hab ich Kaffee!“* Er schließt auf. Es stinkt. Aber wen interessiert das. Im Halbdunkel des Treppenhauses würde ich nicht mal meinen Bruder erkennen, geschweige denn bemerke ich die erste Stufe einer dunkelgrauen Treppe und stolpere. Bruno fängt mich auf. *„Mensch, Robert! Achte auf deine Füße. Schon wieder besoffen, was?“*

Ich werde ihn töten. Nicht meinen Bruder, sondern diesen Ochsen. Für das, was er der Frau angetan hat und für diesen Tick mit meiner Alkoholphase. Aber erst mal bin ich dankbar, dass er mich aufgefangen hat. Ein Zahnarztbesuch käme jetzt sehr ungelegen. Im ersten Stock öffnet er eine heftig verschrammte Tür. Jede Menge Farbschichten, die nur noch in Teilen sichtbar sind. Die Wohnung selbst ist ein Loch und hat es nicht verdient Wohnung genannt zu werden. Ein Matratzenlager. Mehr ist es nicht. Zwei Stühle in der Küche und ein in der Mitte durchgesägter Tisch, mit einem Kantholz an der Wand befestigt. Immerhin ein Kühlschrank und er ist sogar voll. Gekocht wird wohl auf der vor Dreck strotzenden Induktionsplatte.

»Ist das nicht ein bisschen zu viel Komfort für mich?«

Bruno lacht. Dieses Mal herzlich. »Warte ab, bis du die Toilette gesehen hast.«

»Okay, wir duzen uns ab jetzt«, stelle ich fest. »Bist du dir sicher, dass wir hier richtig sind?«

»Absolut, Robert, alter Freund ... mach es dir bequem.«

Die restlichen Baguettes aus dem Zug legt er auf den Tisch und beißt in eines hinein. Ich setze mich. Beide Stühle sind verdreckt. Also nehme ich den am Fenster und schaue durch die ehemals weißen Gardinen auf einen verwahrlosten Hinterhof. Nichts an den Gebäuden des Carrés ist renoviert oder in einem guten Zustand. Heimweh nach Südfrankreich frisst sich durch meine Eingeweide. Aus der Tasche ziehe ich das Tablet, suche verzweifelt eine Steckdose für das Ladepad. Einzig im Bad finde ich eine. Bruno hat nicht übertrieben, was dessen Zustand angeht. Es ekelt mich. Eine Viertelstunde laden, dann ist der Akku voll. Zurück in der Küche, sehe ich ihn mit geschlossenen Augen auf dem Stuhl sitzen, an die Wand gelehnt.

»Was mache ich hier, Bruno? Wie lange bleiben wir? Und warum ist diese Absteige so heruntergekommen?«

»Setz dich, Robert. Ich darf doch Robert sagen?«

»Das ist mir egal.« Ich setze mich wieder vor die Gardine.

»Ist nicht gut, wenn einem die Dinge egal sind«, murmelt er.

»Erzähl mir vom Widerstand«, fordere ich ihn auf. »Wann ist er entstanden? Warum? Was sind die Ziele? Wie viele seid ihr?« Bruno bleibt völlig gelassen. Ich gebe ihm Zeit. Sind ja schließlich viele Fragen auf einmal. Draußen spielen zwei Kinder in etwas, das wie ein Sandhaufen aussieht. Wie alt mögen sie sein? An der Grenze von Kindergarten zur Schule vielleicht. Ob sie eines Tages ihre Eltern vergessen werden?

»Keine Ahnung wie viele wir sind, Robert«, sagt Bruno in meinem Rücken. Ich drehe mich vorsichtig. Der Stuhl knarzt bedenklich. »Das ist aber auch nicht wichtig. Es gibt uns.« Ich trinke einen Schluck von der Limo. Warm schmeckt sie scheußlich. »Die Ziele sind klar: wir wollen kein radikal-christliches Abendland. Keine Fundamentalisten. Keine evangelikale Regierung.«

»Ich habe nicht den Eindruck, dass die Menschen unzufrieden sind.« Bruno öffnet die Augen zur Hälfte und fixiert mich.

»Ich bin in der Position, mehr zu wissen als deine anderen Begleiter. Ich kenne die Akte und bezweifle, ob du die Veränderungen richtig einschätzen kannst. So wie ich das sehe, hast du ein bequemes Leben gelebt, ohne Angst oder Not, in freiwilliger Isolation. Knapp fünfundzwanzig Jahre. Da kann man schon mal den

Blick auf die Realität verlieren.« Ich beiße ins vorletzte Baguette und nicke, kaue schnell. Es ist matschig geworden.

»Ich gebe dir recht. Aber ...«

»Von ‚aber‘ will ich nichts hören. Ich hasse Ausreden mehr als alles andere!« Mit einem schnellen Griff schnappt er sich das letzte Baguette, will hineinbeißen, stoppt aber kurz davor. »Und ich hasse Menschen, die alles ignorieren. In ihrer Blase leben, als wären sie alleine auf dem Planeten, die mit ihrem Spiegelbild zufrieden sind.« Er beißt ein so großes Stück ab, dass es kaum in den Mund passt. Links und rechts schiebt er nach, kaut heftig und schluckt offenbar große Stücke. Als hätte er tagelang nichts zu essen bekommen.

»Ich bin in dieser Stadt aufgewachsen, Bruno. Es hat sich viel verändert. Viel weniger Autos und diese wenigen sind Elektrofahrzeuge oder fahren mit Wasserstoff. Elektrobusse, E-Fahrräder, Scooter, mehr Platz für Fußgänger, breite Radwege, überall Photovoltaik. Was soll daran schlecht sein?«

Bruno seufzt und schüttelt den Kopf. »Daran schlecht ist, dass Europa dies tut, ohne den Rest der Welt mitzunehmen. Wir sind auf dem Weg in einen Gottesstaat. Er wird aus einer auserwählten Elite bestehen. Hier und da wird Stück für Stück die Verfassung angepasst. Natürlich wird ein solcher Staat von den Menschen angenommen, wenn er deren Lebensbedingungen auf ein angenehmes Level bringt. Und das tut Ihr Bruder, das muss man ihm lassen. Weil es aber nicht endlos Ressourcen gibt, hat Europa die Grenzen dicht gemacht. Sie werden zu Todesfallen umgebaut. Niemand darf rein, aber jeder kann raus, wenn er will. Dann aber für immer, Wer drin ist, lebt gut. Wer draußen ist, stirbt.«

Er stopft den Rest Brot in sich hinein. Ich trinke die Limo leer und versuche in seinem Gesicht etwas zu entdecken, etwas wie Wahrheit, Zweifel oder Lüge. Ohne Ahnung davon zu haben, was richtig ist und was nicht. Ja, der Klimawandel treibt uns vor sich her. Aber ich bin 66. Wie lange lebe ich noch? Vier Jahre? Zehn Jahre? Ist es unter all den gegebenen Umständen nicht besser, das was noch bleibt, reglementiert und strukturiert zusammenzuhalten? Offenbar haben Aufklärung und zunehmende Freiheit ja nichts gebracht; uns Menschen nicht besser gemacht. »Sag mal, Bruno, sind die Europäer eigentlich zufrieden mit ihrer Regierung?«

»Leider ja.«

»Werden sie gezwungen, Kirchen zu besuchen? Gottesdienste? Holt die Polizei sie ab zum Gebet?«

»Nein. Das ist ja das Perfide. All das wird nach und nach und sehr subtil eingeführt. In den Schulen gibt es Gottesdienste. Alles ist sehr freundlich, aber verpflichtend bis zur achten Klasse. Danach haben viele Kinder sich daran gewöhnt. Es gibt Vorteile in vielen Bereichen ...«

»... wie bei der Abendländischen Jugend etwa.«

Er nickt. »Genau. Ebenso bei den Arbeitnehmern, der Studentenschaft, Seniorenvereinigungen, Sportverbänden ...«

»Die Menschen können profitieren, müssen aber doch nicht«, falle ich ihm ins Wort. »Was ist mit alternativen Lebensentwürfen? Geschlechtervielfalt oder gleichgeschlechtlichen Ehen? Ich habe am Bahnhof vorhin zwei Händchen haltende Männer gesehen ...« Er kneift ein Auge zu als wollte er prüfen, ob ich verstehe, um was es geht.

»Solche heißen Eisen werden erst mal nicht geschmiedet. Ganz einfach. Geduld. Die Führung der Abendländischen Erneuerung hat aus den Fehlern anderer Systeme gelernt. Hier passiert alles mit Samthandschuhen, Brot und Spiele, heute ein Stück, übermorgen ein zweites. Es braucht nicht mehr die harte Hand. Es genügt eine gut organisierte Nachrichtenabteilung ...«

»Was verstehst du unter ‚gut organisiert‘?«

Bruno überlegt. Es arbeitet hinter seinen Augen. Vielleicht will er jedes Wort abwägen. »Diese Frau in Stuttgart wurde von einem Mann mit langem Bart und lockigen, schwarzen Haaren vor den Zug gestoßen. Vom Aussehen her ein Araber. Und es wird sich herausstellen, dass er eingewandert ist, hier studiert hat, zunehmend einem Frankfurter islamistischen Prediger verfallen ist, der seine Hetze und Demagogie gegen die christlich-abendländischen Werte zu jeder Stunde hinausposaunt. In seine Gemeinde, ins Internet. Sieh dir die Nachrichten an. Es braucht keine Repressalien durch Charis, es braucht nur angepasste Nachrichten. Bald schon sind die Menschen in der Mehrheit für das, was die Regierung nach und nach in Gesetze gießt.« Er grinst verächtlich. »Natürlich immer nur als Reaktion infolge einer Aktion. Man wird vor den Augen der

Bevölkerung quasi zum Handeln gezwungen, obwohl man vorgibt, freiheitlich-tolerant bleiben zu wollen. Ein radikal gutes und wirksames Konzept.«

»Willst du damit andeuten, dieser Vorgang heute war konstruiert? Er sieht mich mitleidig an, legt den Kopf schräg und verzieht den Mund. Ich tue ihm offenbar leid. »Du weißt, weshalb man mich angesprochen hat?«

»Klar«, gibt er zu. »Ich bin in der Position, um das zu wissen.«

»Und du meinst, durch die Beseitigung meines Bruders wird das alles enden?« Ich lache gepresst. »Die Menschen sind zufrieden. Ihr Sicherheitsbedürfnis wird ernst genommen, ihr Lebensstandard ist hoch, der Wettlauf mit dem Klimawandel läuft gut ... Bruno, mal im Ernst: Was sollte dieser Mord daran ändern?«

»Das Symbol ist weg«, erwidert er schnell. »Sind Symbole weg, zerfallen die Strukturen dahinter.«

»Das ist eine Annahme, Bruno.«

Ich stehe auf und hole das Tablet.

Er hat recht. Terroranschlag in Stuttgart. ‚*Frau von mutmaßlichem Islamist vor Zug gestoßen*‘. Exakt so, wie von ihm beschrieben. Einem Link folgend, komme ich zu einer Liste mit Terroranschlägen seit der Gründung der Politischen Union. Unter Bunuel sind es vier nachweislich islamistische Attentate. Etwa fünf Monate nachdem mein Bruder Präsident wurde, nimmt die Häufigkeit zu. Zähle ich Stuttgart mit, sind es siebzehn Anschläge mit Minimum einem und Maximum 73 toten Menschen. Eine lange Liste. Mir fällt das Interview ein, das ich noch nicht fertig gelesen habe. Sicherheit ist wichtig, hat mein Bruder erzählt. Mehr als wichtig.

Brunos Augen sind wieder geschlossen. Er hat die Ruhe weg. Noch keine Neuigkeiten aus Berlin. Ob ich ihn fragen soll, was mit Richard geschehen ist? Vielleicht weiß er es ja. In mir brummt ein Kreisel aus Erinnerungen, Fetzen von Bildern. Ich stoße gegen jede Wand meines Hirns, jedes Mal in einer neuen Richtung. Der rote Faden ist schon lange zerrissen. Ein Foto taucht auf und bleibt einige Sekunden länger stabil. Ich sehe zwei Gesichter und sende eine Suchanfrage ins Netz. Paul Wertheimer und Christian Schmitz. Als additive Suchparameter ‚*Severin-Gymnasium*‘ und ‚*1989*‘. Auf Anhieb erhalte ich dutzende

Treffer. Unter anderem ein Foto meiner Abiturklasse mit einem großgewachsenen, lockenbewehrten Kerl in der letzten Reihe. Etwas unscharf, aber ich bin zu erkennen. Neben mir steht Paul und vorne kniet Christian. Beide leben noch, laut der Infos. Paul in Porz und Christian in Marienburg. Deutlich fühle ich meinen Herzschlag, ein aufregendes Gefühl. Ich muss zu ihnen! Aber wie an Bruno vorbeikommen? Und warum will ich überhaupt zu Paul und Christian? Wie könnten beide mir helfen? Blödsinn! Lass es bleiben! Aber wenn ich Bruno los bin, verlieren sie eventuell meine Spur. Dann werfe ich das Tablet weg, kaufe mir ein Prepaid-Gerät. Nur nach Hause werde ich nicht mehr kommen, denn dort würden sie warten! Wohin also? Etwas in meinem Hals klopft heftig. Warum bin ich so aufgeregt? Aber natürlich! Es gibt keinen Ausweg! Keinen Ausweg ... der Stuhl knarzt und es rumst.

Kapitel 6

Flucht

Donnerstag, 6. August 2037

'Hängen Sie noch eine Kochsalz-Lösung ein. Das sollte dann die letzte sein.' Etwas wird über den Boden gezogen. *'Ist gut, Frau Doktor.'* Jemand entfernt sich. Eine Tür geht auf und zu. Frau Doktor? Kochsalz? »Was ist passiert?«

»Oh, Sie sind wach«, sagt eine kratzige, rauchige Stimme. Ich denke an eine ältere Frau mit einer Menge Falten. »Warten Sie, ich stelle das Kopfteil steiler.« Es gibt einen Ruck. Etwas hebt mich hoch. Aber ja, das muss ein Krankenhausbett sein. Langsam öffne ich die Augen. Es ist anstrengend. Und so hell. »Kneifen Sie das linke Auge zu«, empfiehlt sie. »Dann ist das helle Fenster weg und es geht einfacher.«

Linkes Auge zulassen, mit rechts die Realität erblinzeln. Eine Frau neben dem Bett stehend. Die Stimme. Sie hantiert an einem Stöpsel, legt Schläuche in eine Infusionspumpe, schließt den Deckel und aktiviert die Mechanik. Ein kühler Strom Kochsalz fließt in meine Ader. Was für ein kribbelndes Gefühl. Ansonsten sind wir alleine im Zimmer. Wundersamerweise ein Einzelzimmer. Das ist angenehmer Luxus und nicht in meinem Kassenbeitrag enthalten.

»Hat Bruno mich abgegeben?« Sie lacht. Es hört sich an, als würde der Schornsteinfeger die Rußkugel samt Kette durch den Kamin ziehen.

»Abgegeben? Sie sind mir ja einer! Jemand hat den Rettungsdienst gerufen. Sie lagen bewusstlos im Treppenhaus. Kreislaufkollaps. Gottseidank ist Sankt Franziskus grad um die Ecke.« Im Treppenhaus? Um die Sache nicht unnötig zu komplizieren, halte ich mich lieber zurück.

»Ach ja, das Treppenhaus ... wollte einen Kumpel besuchen. War keiner da. Auf einmal wurde mir schwindelig ...«

»Da ham sie Glück im Unglück gehabt. Wäre das auf den Stufen passiert, wären Sie womöglich zwei Etagen tiefer gefallen. Immer schön mit dem Kopf zuerst. Und am Ende: Tod durch Genickbruch oder so! Alles schon dagewesen.« Sie schüttelt die Decke auf, stopft sie unter meine Füße. Das Zimmer ist angenehm gestaltet. Orangefarbene Wände, hellbraune Möbel, zwei schöne Gemälde.

»Was ist das weiße Zeug an meinen Beinen?«

»Kompressionsstrümpfe«, sagt sie knapp und tippt etwas in ein Tablet. »Muss sein.«

»Wie lange muss ich hierbleiben?«

»Tja«, sie zuckt mit den Schultern. »Bis jemand sagt, Sie können gehen ...«

»Was hab ich denn jetzt?«, falle ich ihr ins Wort.

Sie sieht auf das Tablet. »Kreislaufzusammenbruch. Grund ist unbekannt. Gibt sicher noch ein paar Untersuchungen. EKG, EEG, Arterianscan, Blut, das Übliche eben.« Sie lächelt. Haben Schwestern nicht immer ein Namensschild am Revers? Sie öffnet die Schublade, darin liegt eine abschließbare Kassette. »Hier drin ist ihr Geldbeutel, Krankenkassenkarte haben wir uns erlaubt herauszunehmen. Bringe ich Ihnen später. Noch einen Wunsch?«

»Darf ich aufstehen?«

»Nein! Gott bewahre!«

»Dann einen Fencheltee bitte, ein Rätselheft und einen Kuli.« Sie zieht beide Augenbrauen nach oben.

»Ganz schön anspruchsvoll. Aber immerhin sind Sie Privatpatient. Da will ich mal nicht so sein.«

»Danke, Schwester ...«

»Hiltrud.«

»Hiltrud? Heißt man heutzutage noch so?«

Hiltrud zeigt eine genervte Grimasse. »Als Ordensschwester heißt man noch so.« Ich öffne das linke Auge. Alles bekommt Tiefe, wird seltsamerweise farbiger und ihr Gesicht ist in keinster Weise faltig. Es ist glatt wie ein Kinderpopo.

»Aber ich muss nicht beten, oder?«

»Nein«, erwidert sie und seufzt. »Als Privatpatient muss man nicht beten.« Hiltrud klopft zweimal auf den Bettrahmen und verschwindet.

Sankt Franziskus ... ich bin an der Subbelrather Straße. Offenbar hatte ich wirklich einen Kreislaufkollaps. Bruno hat mich ins Treppenhaus gezerrt und den Notruf getätigt. Na, immerhin. Unter anderen Umständen hätte er mich wohl liegen lassen. Vielleicht kann ich diese Situation nutzen, um abzuhaufen? Mir fällt nur nicht ein, wohin. Die Tür geht auf und ein junges Mädchen kommt herein. Mit

Tablett und darauf offenbar der Fencheltee. »Hallo!« Sie grinst bis über beide Ohren. »Herr Bernheimer?«

»Das bin ich.«

»Ich bin die Luisa und soll Ihnen die gewünschten Dinge bringen.«

»Luisa ...«

Sie zieht aus dem vorderen Bettrahmen ein Brett, klappt ein Gestell auf und steckt es links und rechts in Zapfenlöcher. »Ihr persönlicher Tisch. Toll, nicht?« Luisa ist begeisterungsfähig. Neben den Becher mit Fencheltee, legt sie ein großes iPad und eine Art Stift mit Gummispitze. Dann holt sie den Stuhl vom Besuchertisch und stellt ihn direkt neben mich. Luisa setzt sich und grinst immer noch.

»Danke, Luisa. Für was ist das iPad?«

»Ein Gerät voller Rätsel. Sie können die Schwierigkeitsstufe einstellen und das Bild sogar an die gegenüberliegende Wand werfen, falls Sie nicht mehr alles erkennen können.«

»Wirklich?«

»Hm.«

»Was es alles gibt ...«

»Sie waren schon lange nicht mehr in einem Krankenhaus, was?«

»Lass mich mal überlegen, Luisa, das muss so dreißig Jahre her sein.«

Sie macht ein erstauntes Gesicht.

»So lange?« Bevor ich etwas entgegnen kann, zückt sie ein rotes Taschenbuch aus der Gesäßtasche und schlägt es an einer bestimmt Stelle auf. Kleine Schrift, Abschnitte mit Nummern, es ist klar, was kommt.

»Darf ich Ihnen etwas vorlesen?«

»Also ...«

»Dauert auch nicht lang. Und danach unterhalte ich mich gerne mit Ihnen.«

»Puh ...« Mehr Reaktion bleibt mir nicht.

»Aus dem Markus-Evangelium«, kündigt sie an und fährt fort. »*Da das Jesus hörte, sprach er zu ihnen: Nicht die Starken bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder.*« Luisa sieht mich an. Dieses Mal ohne zu grinsen. Dann wiederholt sie den Vers.

»Da das Jesus hörte, sprach er zu ihnen: Nicht die Starken bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder'.«
Wieder Schweigen. Möglicherweise will sie die Worte wirken lassen. Dabei habe ich gar nicht genau zugehört.

»Du bist bei der Abendländischen Jugend?« Ein Leuchten huscht über ihre Augen. Sie richtet sich auf. Luisa ist unscheinbar. Ein kleines Pflänzchen irgendwo auf einer weiten Blumenwiese. Auf dem Bürgersteig bekäme man gar nichts mit, ginge man an ihr vorüber.

»Genau, Herr Bernheimer. Ich studiere Sportmedizin in Köln und betreue in der Freizeit Patienten ...«

»Wenn du neben dem Studium Zeit findest, oder?«

Sie lächelt. »Natürlich. Aber es macht mir viel Spaß.«

Ich überlege, was ich noch sagen könnte. Sie kommt mir zuvor.

»Wie fanden Sie das Bibelzitat? Denn ich möchte mit Ihnen darüber sprechen, wenn Sie mir erlauben.« Aus Verlegenheit trinke ich zwei, drei Schluck Fencheltee, obwohl er noch recht heiß ist. Was mache ich jetzt? Ein Blick zur Infusion. Zwei Drittel sind noch im Beutel.

»Luisa, ich möchte ehrlich sein zu dir. Ich bin überhaupt nicht gläubig. In keinsten Weise.« An ihrem Gesichtsausdruck ändert sich nichts. Ein freundliches Lächeln. Das wird sie wohl nicht zum ersten Mal gehört haben.

»Macht nichts«, erwidert sie. »Mein Glaube reicht für uns beide.« Ich seufze und puste durch den geschlossenen Mund. Mein Leben war so ruhig, dass dies jetzt die Strafe sein muss für Jahre von Ignoranz und Isolation. Wie kann ich sie aus der Ruhe bringen?

»Nehmen wir mal an, Luisa, ich bin homosexuell, habe einen Partner, manchmal auch zwei oder drei, und gemeinsam stecken wir uns Dinge in die Hintern bis zum Orgasmus, den wir laut jauchzend mit genug Alkohol auf der Terrasse feiern bei ordentlich Drogenkonsum. Was würdest du mir dann vorlesen?«

Ihre Augen werden münzgroß, sie rutscht mitsamt Stuhl ein paar Zentimeter nach hinten. »Dann«, setzt sie an, »dann würde ich sagen, dies ist meine bisher schwerste Prüfung!« Sie schließt die Augen und atmet tief ein. »Ich möchte nicht

aus dem dritten Buch Mose zitieren, Kapitel zwanzig, Vers dreizehn, denn ich bin dagegen, was drin steht ...«

»Hilf mir auf die Sprünge, Luisa. Was steht denn drin?«

Sie reibt sich fest die Nase. »*Wenn ein Mann bei einem Mann liegt, als würde er bei einer Frau liegen, so haben sie beide einen Gräuel begangen, und sie sollen unbedingt getötet werden; ihr Blut sei auf ihnen!*« Das steht da drin.«

»Aha, also Todesstrafe.«

»Stimmt. Todesstrafe.« Sie nickt grimmig. »Aber ich bin gegen Todesstrafe. Wenn wir töten, sind wir auch nicht besser als irgendwelche Diktatoren.«

»Also die Bibel erlaubt keine Homosexualität?«

»Nein, tut sie nicht. Steht überall. Römerbrief, Timotheus, Korinther ...«

»Ich verstehe. Wann wurden diese Texte denn geschrieben?«

Luisa stockt.

»Vor 2.000 Jahren, ungefähr. Aber Moses ist natürlich älter.« Sie blickt aus dem Fenster. Was sieht sie dort? Antworten? Oder noch mehr Fragen? Woher kommt bloß die Annahme, solch alte Texte besäßen den Stempel eines Unfehlbarkeitsdogmas?

»Und meinst du nicht, dass sich Menschen, Staaten und Gesellschaften in Bezug auf Toleranz, Vielfalt von Kultur, Religion, Wissenschaft und Sexualität weiterentwickeln können? Was wird passieren, wenn Homosexuelle getötet würden, ins Gefängnis müssten oder unterdrückt? Wären sie einsichtig? Oder wütend? Womöglich würden sie ihre Unterdrücker hassen und sich gegen sie auflehnen ...«

Luisa steht auf, geht zum Fenster, kommt wieder zurück. Neben dem Bett bleibt sie stehen. »Vielleicht kommen sie dann zu Gott und lassen von dieser Sünde ab«, sie hebt das rote Büchlein hoch. »Es sind seine Worte.«

»Dann stehen seine Worte gegen meine Worte ...«

»Das ist Blasphemie, Herr Bernheimer ...«

»Im Übrigen bin ich nicht homosexuell, was natürlich nicht schlimm wäre. Ich war verheiratet. Meine Frau starb bei einem Unfall ...«

Luisa wird rot. Sie will mich unterbrechen, aber ich hebe den Arm und starre auf die Kanüle im Handrücken. »Ich glaube, das wird nichts mit uns zwei, Luisa. Du

darfst mich jetzt alleine lassen. Danke.« Für zwei oder drei Sekunden starrt sie auf den Boden, den Fencheltee, meine Hand. Dann geht sie zügig hinaus und rennt beinahe die Ärztin über den Haufen.

»Hoppla«, rutscht der Ärztin heraus als sie beinahe stolpert und Luisa nachschaut. »Was war denn los?« Sie schließt die Tür und sieht mich streng an. »Sie sind doch nicht übergriffig geworden? Auf geile, alte Säcke habe ich keine Lust ...«

»Sie wollte mich bekehren. Gehört das zum Service hier?«

»Natürlich!« Die Hände in die Hüften gestemmt, steht sie vor meinem Bett. Sicher zwei Meter groß und einhundert Kilo schwer. »Im Preis inbegriffen«, fährt sie fort. »Die Jugend leistet gute Arbeit bei uns. Freiwillig! Und die meisten Menschen in unseren Betten sind dankbar ...«

»Ich nicht. Für mich ist nur eins wichtig: Wann kann ich gehen?«

»Auf eigene Verantwortung jederzeit!«, sagt sie, stellt sich neben mich, schlägt die Decke zurück und setzt das Stethoskop an. Ihr Blick sucht meine Augen. Sie ist eisern. Mit ihr ist nicht zu spaßen! Warum gerate ich in letzter Zeit nur noch an solche Menschen? Die Digitaluhr an der Wand rückt eine Minute weiter.

»Von wem wurde ich hierher gebracht?« Sie kräuselt die Stirn.

»Was ist das für eine Frage? Vom Rettungsdienst.«

»Nicht von einem etwas grobschlächtigen Mann?«

»Ich war nicht dabei, aber in der Akte steht ‚Rettungsdienst‘.« Wo ist Bruno?

»Ich gehe, sobald die Infusion leer ist«, erkläre ich. Sie tritt einen Schritt zurück, schaut auf den Beutel und fixiert mich dann.

»Haben Sie was ausgefressen? Oder sind irgendwo abgehauen?«

»Weder noch.«

Ihre Hände sind wirklich groß. Anstatt Ärztin, hätte sie Wettkampfschwimmerin werden können. »Es interessiert Sie also nicht, was Ihnen fehlt?«

»Nein.«

Für einen Moment schweigt sie, fühlt mit der Hand die Temperatur auf meiner Stirn. »Wie Sie wollen. Schwester Hiltrud wird Sie den üblichen Wisch unterschreiben lassen und den Zugang abnehmen.«

»Danke.«

»Trotzdem protestiere ich und möchte einwenden, dass ...«

»Danke, Frau ...«

»Dahlbender.«

»Danke, Frau Doktorin Dahlbender.« Trotz ihres beeindruckenden Habitus macht sie einen geknickten Eindruck. Verständlich. Schließlich verliert sie einen Privatpatienten. Wer auch immer mich dazu gemacht hat.

Im Foyer von Sankt Franziskus steht ein Getränkeautomat, aus dem ich zwei Flaschen Wasser ziehe und mit dem Smartphone des ominösen Widerstands bezahle. Was mich zu der Frage führt, wie es nun weitergeht. Mein eigenes Gerät ist weg. Das Tablet unter Kontrolle des Derivats. Um abzuhaufen, brauche ich Geld. Lange stehe ich vor dem Eingang, starre in den wolkenlosen Himmel oder beobachte Menschen mit Krücken, einem Gips, vernarbten Gesichtern, trinke eine ganze Flasche leer, dann heftet sich mein Blick auf eine der Taxen. Ich nehme die Tasche, gehe auf eines zu, werfe das Gepäck auf den Fahrersitz und steige hinten ein.

»Ich brauche ein Geschäft mit Tablets und Prepaid-Smartphones«, sage ich zum Fahrer. Er nickt und fährt los. Auf die Subbelrather Straße Richtung Ringe. »Ich würde mich freuen, wenn es im Eigelstein ein solches Geschäft gäbe. Ein bisschen abseits normaler Einkaufsstraßen, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Er blickt kurz in den Rückspiegel, versucht zu erraten, wer da auf seiner Rückbank sitzt. Doch er schweigt. Mehr als ein Nicken kommt nicht als Reaktion. Also sehe ich aus dem Fenster. Menschen ohne Unterlass. Wie viele davon wohl bei der Abendländischen Jugend sind? Oder in der Abendländischen Erneuerung? Wie viele Anhänger hat mein Bruder? Und ist es den Menschen wirklich egal, ob ihr Leben, ihr Alltag mehr und mehr in Richtung einer religiös isolierten Insellage driftet? Wir überleben, uns geht es gut. Um die anderen kümmern sich Klimawandel, Hunger, Wasserknappheit, Extremwetter.

Wir biegen auf die Ringe ein. Die Platanen sind teilweise schon kahl, viele fehlen oder wurden ersetzt durch mir unbekannte Baumarten. Nach wenigen hundert Metern biegen wir rechts in die Lübecker Straße. In Sichtweite das Eigelsteintor. An

der Ecke zum Gereonswall bremst der Fahrer abrupt und nickt mit dem Kopf auf die andere Straßenseite. Altuns Phone-Shop. Ich presse das Smartphone gegen den Scanner, bezahle auf Brunos Kosten, steige aus, öffne die Beifahrertür und wuchte die Rucksacktasche heraus und auf meinen Rücken. Irgendwas muss mir da einfallen. Auf Dauer ist mir das zu viel Gewicht.

»Danke«, sage ich. Er nickt und fährt davon. ‚Bargeld-Service‘ steht auf Altuns Ladenscheibe. Es ist schon wieder viel zu heiß. Schwitzend gehe ich die paar Meter und trete in einen vollgestopften Raum. Hinter der Theke thront ein sehr übergewichtiger Mann mittleren Alters. Eine Klimaanlage brummt und schaufelt eiskalte Luft über meinen Kopf.

»Willkommen, Bruder«, begrüßt er mich.

»Danke.«

»Was kann ich für dich tun?«

»Mir fünf Prepaid-Geräte verkaufen und Bargeld auszahlen.«

Sein Blick wird abschätzend, wandert über meine ganze Erscheinung, auf die große Tasche. Was sieht er? Einen alten Mann mit kurzen, grauen Haaren und grauem Mehrere-Tage-Bart. »Kein Problem. Kann ich sonst noch etwas tun? Ein wenig mehr Service?«

Ein wenig mehr Service? Was meint er damit? »Die Prepaid-Provider vielleicht nicht gerade aus Deutschland?«, rate ich mal drauf los. Er zieht eine Augenbraue hoch.

»Verstehe. Hab da Armenien, Türkei oder Georgien im Angebot.«

»Georgien klingt gut.«

Er nickt und legt fünf kleine Pappschachteln auf den Tisch.

»Und wie viel Bargeld?«

Gute Frage. Ausreichende Mittel stehen mir zur Verfügung, so war die Ansage. »Gibt es eine Auszahlungsbegrenzung?« Er grinst.

»Bruder, wo lebst du? Fünftausend Euro, weißte ja, Geldwäschegesetz und so ...« Ich ziehe laut die Luft ein, drücke sie langsam wieder hinaus. Es schmerzt ein wenig in der Lunge oder im Zwerchfell. Vielleicht der Sturz vom Stuhl ...

»Kann man da nix gegen machen?«, hake ich nach.

»Georgien«, erwidert er. »Wie viel soll es denn sein?«

Ohne groß zu überlegen, nenne ich einen Betrag von 50.000 Euro und lege das Smartphone auf den Tisch. Er zuckt mit den Schultern, nimmt es an sich und geht durch einen mit provisorischen Brettern und Schachteln völlig zugebauten Durchgang nach hinten. Wie komme ich auf 50.000 Euro?! Ich muss wahnsinnig sein, völlig übergeschnappt! Es dauert und nichts ist zu hören. Mir wird mulmig, ein flaes Gefühl kriecht meine Speiseröhre empor. Wenn er mich nun um die Ecke bringt? Aber alles bleibt ruhig, außer dass er wieder aus dem Nichts nach vorne kommt und einen Stapel Samsung-Boxen mit seinem Körperrumfang umstößt. Es interessiert ihn nicht. Dafür grinst er, hält den Fingerscanner vor meine Nase und legt ein weiteres Gerät auf den Tisch. Fingerabdruck, einmal piepen.

»Einmal Piep ist gut, Bruder, du hast jetzt ein Konto in Tiflis. Der gewünschte Betrag ist drauf. Kannst jederzeit abheben. Allerdings ist die Provision nicht wenig«

»Behalt mein altes Gerät«, unterbreche ich ihn. »Da ist sicher noch mehr drauf. Wenn du schnell genug bist, kannst du dir deine Provision von dort holen. Danach solltest du aber schnellstens irgendwo Urlaub machen.« Einen Atemzug lang starrt er mich an, rennt wieder nach hinten. Weitere Schachteln fallen. Als er wieder erscheint, wirkt er glücklich, hält mir das Smartphone hin, ich presse erneut den Finger drauf. Ein Piep. Aus einem der Fächer nehme ich eine Stofftasche und packe alles ein.

»Behalt das Smartphone. Brauch es nicht. Ich hoffe, du hast mich nicht reingelegt. Falls doch ...«

»Bei Allah, Jesus, Indra oder Manitu, wen immer du anbetest, Bruder! Bei Altun ist alles korrekt!«

Ich verschwinde aus seinem Laden und gehe zum Eigelsteintor, stelle mich unter den alten Torbogen, schweißnass und wie ausgetrocknet. Hätte ich im Krankenhaus bleiben sollen? Beruhig dich, Johannes! Wenn du tot umfällst, ist das Größte vorbei. Dann bist du aus dem Schlamassel draußen. Ein junges Pärchen schlendert an mir vorbei und beäugt mich misstrauisch. Einen armen, alten Irren. Ich muss lachen. Wie bin ich nur darauf gekommen, diesem Altun zu drohen? Kurzentschlossen gehe ich um das Stadttor herum zum Taxistand auf der anderen Seite, wuchte den Rucksack und mich hinein.

Am Neumarkt bin ich ausgestiegen und habe Uber gerufen. Jetzt stehen wir am westlichen Ende der Kastanienallee in Marienburg. Laut der Infos wohnt hundert Meter weiter Christian Schmitz. Die Fahrerin blickt mich über den Rückspiegel an. »Wie lange wird es dauern?« Ich reiche zwei 100-Euro-Scheine nach vorne. Sie nickt. »Danke. Aber ich habe drei Kinder. Mein Ex bringt sie in vier Stunden nach Hause. Dann muss das Essen auf dem Tisch stehen.«

Vier Stunden ... kurz vor achtzehn Uhr. Sie räuspert sich, klopft mit der Hand ein paar Mal aufs Lenkrad. »Wenn Sie auf jemanden warten oder beobachten wollen, ob diese Person kommt, warum rufen Sie sie nicht einfach an?«

»Auf die Idee kam ich auch schon, allerdings weiß ich nicht, ob das sinnvoll ist.«

Mit ihren großen, blauen Augen mustert sie mich im Rückspiegel. »Ich hoffe, hier läuft alles legal ab und das ist nicht so ne Mafiascheiße!«

»Mafia ... nein, keinesfalls. Scheiße schon.« Noch zwei Hunderter. Sie stöhnt und dreht den Kopf weg, steckt die Scheine ein.

»Ehrlich, wenn ich das Geld nicht so nötig hätte, würde ich Sie rauswerfen ...«

»Beruhigen Sie sich. Ihre Kinder werden pünktlich das Essen auf dem Tisch haben. Reicht Ihnen siebzehn Uhr?«

»Grad so. Ich wohne in Lövenich.«

»Lövenich? Sie können auf den Militärring ...«

»Ach nee! So schlau bin ich auch.« Es ist besser zu schweigen. Auf den Beifahrersitz lasse ich noch einen Hunderter fallen. Er verschwindet in ihrer Hemdtasche.

»Die wachsen offenbar bei Ihnen in der Hose.« Sie grinst nicht.

Kurz nach halb fünf kommt ein Mann aus der östlich querenden Parkstraße. Die am Bürgersteigrand stehenden Bäume verdecken ihn teilweise. »Sie haben doch eine Kamera vor dem Rückspiegel. Können Sie an den Mann heranzoomen?«

»Klar.«

»Dann tun Sie es bitte.« Mit einem Wisch wechselt die Taxameter-Anzeige auf dem Bildschirm zur Kamerasicht. Mit Daumen und Zeigefinger vergrößert sie das Bild. »Nehmen Sie das auf?« Sie tippt mitten auf den Schirm.

»Jetzt ja.«

Eine alte Frau läuft an uns vorbei. Mit Hund. Er pinkelt offenbar an das Hinterrad. Meine Fahrerin verstellt den Außenspiegel. Dann flucht sie. Die alte Frau schaut ungeniert zu uns herein, starrt mich an. Der Mann kommt wieder hinter einem Baum hervor und geht durch ein Gartentor.

»Scheiße!«, rutscht mir raus.

»Scheiße? Was? Die Töle? Oder der Kerl?«

»Der Kerl ...«

Die alte Frau zieht den Hund weiter, der unbedingt noch sein großes Geschäft loswerden will, aber ihm droht die Strangulation, und so gibt er nach.

»Was ist denn mit dem Kerl?«

»Ich wohne da vorne«, erkläre ich, »und habe meine Frau schon lange im Verdacht, dass ...«

»Ah! Jetzt wird ein Schuh draus! Sie sind der Gehörnte.« Ihr Gesicht hellt sich auf, der Blick fast ein wenig fürsorglich – oder mitleidig. »Machen Sie sich nichts draus. Ich kann Sie mitnehmen zu meiner Freundin nebenan in Lövenich. Die ist einsam. Gegen ein wenig Zärtlichkeit ...« Ich hebe die Hand. Sie schweigt. Der Kerl kommt wieder raus. Es ist Bruno. Mein Bruno. »Das war aber ne schnelle Nummer«, stellt meine Fahrerin erstaunt fest. »Gibt's ja gar nicht. Vielleicht hat Ihre Frau Schluss gemacht?« Ich habe mit dem Tablet nach Christian und Paul gesucht. Natürlich. Sie wissen das und suchen mich. »Tun Sie mir einen Gefallen. Nehmen Sie mich mit zu Ihrer Freundin.« Ihr Lächeln im Rückspiegel ist voller Verständnis. Wir fahren nach Lövenich.

Vinzenzallee in Lövenich. War ich schon mal in Lövenich? Nicht mehr als zwei oder drei Mal in meiner Jugend. Gehört zu Köln, ist nicht Köln. Das ist die Meinung derer, die innerhalb der Ringe leben. Vor vielen Jahrzehnten jedenfalls. Josefine, inzwischen kenne ich den Namen der Uber-Fahrerin, schließt die Tür auf und wir treten ein. Reihenhaus, von außen zerfallen, von innen wenig besser. »Ich will nicht, dass meine Kinder dich sehen. Sie kommen sonst bloß auf komische Gedanken.«

»In Ordnung. Wohnt deine Freundin nebenan?« Sie kickt die Schuhe weit von sich und schlüpft in Sandalen.

»Ja. Wir gehen aber hinten über den Garten. Die Nachbarn vorne sehen alles.« Also durchs Wohnzimmer in den Garten. Mehr eine Wiese mit teils abgestorbener Thuja-Hecke drumherum. Durch eine Lücke gelangen wir auf das daneben liegende Grundstück mit kleiner Terrasse vor dem Haus. Josefine klopft an die Tür.

»Lili, Schatz! Mach auf. Ich bin's!«

Es dauert eine halbe Minute, schätze ich, dann macht eine Frau mittleren Alters auf. Sie steckt in einem himmelblauen Bademantel, die nassen Haare locker hochgesteckt, ein Glas mit bräunlich schillernder Flüssigkeit in der Hand.

»Josefine? Was schleppest du mir denn da an?«

»Geld«, sagt Josefine knapp, was umgehend Wirkung zeigt. Gesichtsausdruck, Haltung, alles wird um Stufen freundlicher.

»Kommt rein.«

»Nee«, lehnt Josefine ab. »Ich muss jetzt schnell Essen machen. Die Kinder kommen bald. Lass ihn heute Nacht bei dir pennen. Seine Alte hat nen hübschen anderen ...«

Lili überlegt nicht lange, winkt mich herein und gibt Josefine einen Kuss auf die Wange. Dann schließt sie die Tür und mustert mich von oben bis unten. »Ganz schön alt«, stellt sie fest. »Wie heißt du denn, mein Guter?«

»Alexander.«

»Also Alex. Na, dann setz dich mal Alex. Nimm ruhig die Couch. Und stell deine wuchtige Tasche in den Flur.« Immerhin ist die Wohnung sauber, die besagte Couch ziemlich neu. Lili verschwindet, ich folge ihr, stelle die Rucksacktasche neben eine Tür mit ‚Scheißhaus‘-Plakette in Kopfhöhe und gehe in die Küche. Dort finden sich ein kleiner Tisch und zwei Stühle. Ich setze mich an die Wand. Lili beobachtet mich, während sie zwei Gläser mit Whiskey füllt. »Traust mir nicht, was?«

Das beantworte ich zuerst mit einem Kopfschütteln. »Zwei einsame Herzen, die sich zusammentun. Die eine schleppt die Männer an, die andere nimmt sie aus und packt sie zerlegt in die Kühltruhe. Geteilt wird schwesterlich.« Lili lacht los. Wiehernd, fast hysterisch. Ein Glas kippt um, der Whiskey läuft von der Arbeitsplatte auf den Boden. Sie kann gar nicht mehr aufhören, rutscht an der Spülmaschine nach unten, auf ihren Hintern. Mit Tränen im Gesicht sieht sie mich

vom Boden an. Prustet immer wieder los. Nach einer gefühlten Ewigkeit wird es ruhig und sie putzt die Sauerei weg. »Ich habe keine Kühltruhe«, erklärt sie nebenbei. »Kann ich mir nicht leisten, bei den Strompreisen. Müsste deiner Theorie nach ja schon ziemlich voll sein.«

»Hast du ein Fahrzeug?«

Sie unterbricht das Saubermachen. »Ja, allerdings nur so einen Kabinenroller. Passt nur eine Person rein und der Einkauf.«

Ich lege fünf Hunderter auf den Tisch. »Den muss ich mir heute Nacht für zwei Stunden ausleihen.« Lili kratzt sich im Nacken, säubert den Rest und kippt das noch volle Glas in einem Zug runter. Dann setzt sie sich auf den anderen Stuhl und starrt auf die Scheine.

»Fünfhundert Euro für zwei Stunden?« Ihr Kopf neigt sich zur linken Schulter. »Willst wohl deine Alte kontrollieren, was?«

»Ertappt.«

»Okay. Abgemacht. Wir lassen das Geld hier liegen. Kommst du wieder, nehme ich es.« Sie beugt sich vor. Der Bademantel gibt einen tiefen Einblick frei. Ich kann bis zu ihrem Bauchnabel sehen, die beiden großen Brüste, dunkle Warzen. »Gibt es noch etwas, das ich für dich tun kann?«

»Nein, danke.«

»Ich sehe aber noch gut aus. Warte, bis ich mich zurechtgemacht habe ...«

»Das stimmt. Sie sehen gut aus. Aber das ist es nicht, was ich will.«

»Was willst du denn?«

»Nur zwei Stunden den Kabinenroller, etwas essen und morgen bin ich weg.«

Lili seufzt und steht auf. »Ich wette, du kriegst ihn nicht mehr hoch«, mutmaßt sie und holt einen Beutel Kartoffeln unter der Spüle hervor. »Essen kostet außerdem extra.« Schulterzuckend lege ich die letzten beiden Hunderter auf den Tisch. Morgen werde ich Geld abheben müssen. Wer weiß, was noch alles auf mich zukommt. Das Geld des Widerstands aus dem Fenster werfen, macht auf alle Fälle Spaß.

Lili weckt mich unsanft. Rüttelt wie ein Mixgetränk an mir. Nach dem Essen bin ich auf ihrer Couch eingeschlafen, der Teller steht noch auf dem kleinen Tisch. »Ist

zwei Uhr, Alex. Die richtige Zeit, um unterwegs zu sein.« Benommen nickend setze ich mich aufrecht und stecke den Rest der Bratkartoffeln in den Mund.

»Die waren gut, nicht?«

Waren sie zwar nicht, aber ... »Ja, ziemlich lecker. Du kannst gut kochen ...« Die Müdigkeit zwingt mich zum Gähnen. Lautstark. Schultern heben, Arme ausstrecken. Lili nimmt neben mir Platz, streichelt den Bart an meinem Kinn.

»Grauhaarige Männer finde ich gar nicht schlecht. Meist sind die viel zärtlicher als die jungen Holzfäller, auch wenn du ein bisschen alt bist.« Mir ist nicht nach einer Antwort. Ich sehe sie nur von der Seite an. Lili ist zurechtgemacht, wie sie sagen würde. Um zwei Uhr in der Nacht. Keine Ahnung, was ich hier mache. Ich muss verrückt sein, von allen guten Geistern verlassen.

»Bekomme ich die Steckkarte zum Auto?«

Sie zieht Luft durch die Nase. »Okay, ich sehe schon, du bist ein Stück Stein ...« Offenbar verärgert, steht sie auf und greift in eine kleine Handtasche.

»Steht in der Einfahrt. Schon mal so ein Ding gefahren?«

»Ich hatte auch mal einen.«

»Na dann ...«

Freitag, 7. August 2037

Es ist zwar ein Opel, aber die Funktionalität ist identisch mit meinem Peugeot. Über den Militärring fahre ich Richtung Marienburg, exakt jede Geschwindigkeitsvorgabe befolgend. Auf WDR4 gibt es die Wiederholung eines Interviews mit dem Chef der Euroregion Maastricht-Lüttich-Aachen vom Vortag. Der Zustand der Flüsse Maas und Rur bereiten ihm Kopfzerbrechen. Trinkwasserversorgung, Zuleitung von Wasser aus Entsalzungsanlagen an der belgischen Küste, einbringen in die Grundwasserspeicher. Er dankt dem Minister für Wasser und Klima in Brüssel für die finanziellen Zuwendungen, lobt die Abendländische Erneuerung und hofft, dass die Wahlen in ein paar Monaten einen Erfolg für die Partei bringen. Unter den gegebenen, sich negativ entwickelnden Umständen, macht mein Bruder wohl alles richtig. Und die Umstände sind nun mal stärker als der Mensch. Zwar haben wir es selbst verursacht, aber eine Selbstkontrolle unseres Verhaltens abgelehnt. Pandoras Büchse ist seit langem

geöffnet und achtlos weggeworfen. Es brennt an allen Ecken und Enden. Wenn es jetzt keinen Zusammenhalt gibt, können wir den Laden dicht machen. Ist der Weg deshalb falsch? Ist er nur falsch, weil er nicht breit genug ist für alle Menschen? Der E-Motor summt, Akku ist voll, nichts los auf dem Militärring. Ab und zu ein Taxi. Wann war ich das letzte Mal so hin und her gerissen? Als ich nicht wusste, wie ich meinen Sohn zurückgewinnen kann, ihn an meinen Bruder verloren habe. Schließlich war ich damals noch der Erziehungsberechtigte und hätte klagen können. Und heute? Töten oder nicht? Habe ich ein Motiv? Meinen Sohn, sagt der Widerstand. Aber wieder würde ich jemanden töten, den er liebt. Nein. Ich habe kein Motiv. Und deswegen werde ich es nicht tun. Ich denke an Shakespeare. So ähnlich müssen seine Dramen entstanden sein. Von vornherein ausweglos der menschlichen Psyche folgend.

Am Militärringkreisel nehme ich die Bonner Straße, einen knappen Kilometer weiter die Marienburger Straße. Alles ist ruhig. Nur wenig Licht in den Häusern. Wunderschöne alte und neue Einfamilienhäuser. Keine billige Wohngegend. Lövenich dagegen schon. An der Ecke zur Kastanienallee bleibe ich stehen – und kann es sehen. Blaulicht. Mindestens zwei, vielleicht drei Polizeifahrzeuge. Aus einem Impuls heraus beschleunige ich und fahre die leicht abschüssige Allee entlang. Vorbei an Einsatzfahrzeugen, in Vorgarten und Hof aufgestellten Scheinwerfern, einem weißen Zelt, Menschen in weißen Schutzanzügen. Niemand achtet auf mich. Warum nicht? Jemand fährt nachts um kurz nach halb drei an solch einem Ort vorbei. Fällt das nicht auf? Wieder vor zur Marienburger, zum Rheinufer und zurück nach Lövenich. Radio aus. Die Stille in so einem E-Auto ist fast perfekt. Christian Schmitz ... war er vielleicht verheiratet? Alles, was ich weiß, ist fast fünfzig Jahre alt. Und so weit entfernt sind auch Trauer oder Mitleid. Nur eine Erkenntnis bleibt mir. Dieser ominöse Widerstand hat eine Grenze überschritten und wird es wieder tun. Soll ich zu Paul Wertheimer nach Porz fahren? Nein, denn ich ahne, dass mich dort eine identische Situation erwartet. Es bleibt in dieser Logik nur eine Lösung: Ich muss mit meinem Bruder Kontakt aufnehmen.

Lili schläft auf der Couch. Warum ist sie nicht ins Bett? Wohin soll ich mich jetzt legen? Es ist viertel vor vier. Aufgewühlt von diesem Erlebnis in Marienburg, werde ich vielleicht gar nicht schlafen können. Im Kühlschrank steht eine Flasche Reissdorf. Bei dem vielen Geld, das ich Lili gegeben habe, ist diese eine Flasche sicher im Preis inbegriffen. Mit einem Messerknauf öffne ich das Bier, setze mich neben ihren zurechtgemachten Kopf in den abgewetzten Kunstledersessel und trinke langsam das kühle Nass. Es ist wie ein Flashback. Der Geschmack, das Gefühl, wenn es die Kehle hinabläuft. Seltsames passiert. Ich muss weinen. Melancholie greift nach meinem Inneren. Wie ein alpines Massiv aus Leere, Jahre ohne Inhalt, einer Existenz am Leben vorbei. Gegen die Tränen tue ich nichts. Zusammen mit dem Kölsch schmecken sie sogar gut. Ich erinnere mich, dass Weinen schön sein kann. Als schlage man damit wieder eine Wurzel in den Boden. Ausgerechnet hier bei Lili in Lövenich, einer gestrandeten Existenz, mit verwehender Schönheit und miserablen Kochkünsten. Passend zu meinen Gedanken beginnt sie zu schnarchen. Ich trinke aus und schließe die Augen.

Unangenehme Wärme weckt mich. Helles Sonnenlicht drückt durch die geschlossenen Lider und kitzelt meine Nase. Ein traumloser Schlaf. Ich weiß sofort, wo ich bin und was ich heute Nacht gesehen habe. Bei dieser Hitze im Zimmer muss es mindestens elf Uhr sein. Langsam öffne ich die Augen und sehe Bruno auf einem Stuhl vor mir sitzen. Keine zwei Meter weg. Er lächelt freundlich. »Schau mich nicht so ungläubig an«, raunt er. »Hast du wirklich gedacht, du könntest uns entkommen?«

Ich nicke.

»An Naivität bist du ja nicht zu überbieten«, erwidert er und streckt sich. Lili fällt mir ein. Sie hat geschnarcht als ich eingeschlafen bin. Schnell drehe ich den Kopf nach links. Da liegt sie. Die Haut so weiß wie die Raufasertapete an der Wand. Ein dünner Draht um den Hals, entlang einer blau-roten Linie.

»Du hast sie doch nicht etwa gern gehabt?«

»Sie war ein Mensch«, entgegne ich Bruno. »Ebenso wie Christian Schmitz und Paul Wertheimer«, setze ich nach. Bruno nickt. Dann steht er auf.

»Sie war ein Auftrag. Ebenso wie Christian und Paul. Mach dich fertig. Wir gehen«, sagt er knapp.

»Woher wusstest du, dass ich hier bin?«

Er greift in seine Hosentasche, kramt eine Art dicke Münze hervor, präsentiert sie auf seiner Hand. »Ein GPS-Tracker in deiner Rucksacktasche.«

Ein GPS-Tracker in meinem Rucksack? Hat er das wirklich gesagt? Kann es einen größeren Idioten geben als mich? Wie naiv kann man sein? Sprachlos starre ich auf das runde Stück Technik. Er steckt es wieder ein. Josefine fällt mir ein ... und die erwähnten Kinder. Wut packt nach mir, eine enorme Kraft reißt mich aus dem Sessel. »Hast du etwa auch die Frau von nebenan mitsamt Kindern getötet?«

»Aber nein«, entrüstet Bruno sich. »Diese Josefine wird ihre Freundin Lili hier finden und kann aussagen, dass sie dich mit Lili bekannt gemacht hat. Die Ermittler werden das Geld entdecken und auf ein banales Kapitalverbrechen schließen. Die Uber-Kamera hat ja ein schönes Foto von dir.« Er grinst breit. »Ehrlich gesagt, ohne mich bist du am Arsch«, setzt er mit süffisantem Unterton nach.

»Danke, Bruno. Besten Dank!«

Ein ziemlich ramponiertes Taxi steht vor der Haustür. Bruno wirft meine Rucksacktasche in den Kofferraum und setzt sich auf den Fahrersitz. »Vorne einsteigen, bitte.« Das tue ich, schnalle mich an und suche nach Menschen hinter Gardinen, an Fenstern. Niemand ist zu sehen.

»Du traust mir wohl nicht?«

Die Ladeanzeige des Akkus gibt noch dreißig Prozent aus. Er aktiviert das Taxameter und fährt los. »Natürlich nicht. Du würdest es an meiner Stelle auch nicht tun.« Er steuert den Militärring an, fährt aber nach Norden.

»Kann ich das Radio einschalten?«

»Nur zu.«

Auf dem Display steht WDR2 als einziger Sender. Dann eben WDR2. Eine pfeifende und grölende Menge ist zu hören. Sie skandieren irgendeine Parole. Es dauert etwas, bis ich erkenne, dass es Englisch ist. Die Sprecherin sagt, dass die Situation in Sacramento zunehmend eskaliert. Viele Menschen wollten jetzt mehr

Unabhängigkeit von Washington, andere ganz aus dem Bund austreten. Ein junger Mann erzählt, dass Kaliforniens Bruttosozialprodukt ausreichend wäre, um als eigener Staat zurechtzukommen. Sie hätten die fortschrittlichsten Umweltgesetze, betont er und würden nicht länger zusehen, wie republikanische Staaten ihnen Steine in den Weg legen. Dann eine Überleitung zu einem seriös redenden Erzähler nach Austin, Texas, der den Ausgang einer offenbar stattfindenden Abstimmung in einigen südlichen Staaten als schon gewonnen prophezeit. Was für eine Abstimmung? »Was für eine Abstimmung meint der?«

Bruno setzt den Blinker und fährt auf die Mercatorstraße. »Die Herauslösung einiger Bundesstaaten.«

»Du meinst, es ist mal wieder soweit und einige Südstaaten wollen einen eigenen Staat gründen?«

»Viel mitbekommen hast du ja wirklich nicht in deinem bisherigen Leben, was?« Eine Straßenbahn überholt uns auf der linken Seite als wir die Autobahn queren.

»Doch. Ab und zu. Solche Bestrebungen gab es immer wieder, aber dass es so real ist, ist mir irgendwie entgangen.« Bruno lacht auf.

»*„Irgendwie entgangen ...“*, eine schöne Umschreibung für *„mich interessiert nichts“*.« Danke, Bruno, denke ich und schaue aus der Seitenscheibe. Ich ahne, wohin wir fahren. Ein besseres Versteck wird es in ganz Köln nicht geben.

Wir parken zwischen zwei Müllcontainern in der Osloer Straße, steigen aus, Bruno meine Rucksacktasche auf der Schulter. Zielstrebig geht er auf den östlich gelegenen Block zu. Vor dem Eingang müssen wir durch einen Pulk Jugendliche. Bruno stellt mitten unter ihnen meine Tasche auf den Boden, öffnet sie, nimmt das Tablet heraus. Die Gesichter der Jungen und Mädchen sind misstrauisch, angespannt, voller Neugier. »Hab Klamotten für Euch. Nehmt, was passt. Den Rest bringt ihr rüber zur Kirche ins Kleiderlager.« Dann geht er durch die ramponierte Glastür, vorbei an aufgerissenen Briefkästen, zerlegten Fahrrädern, kaputten Kinderwägen zu einem der drei Fahrstühle. Mir bleibt nichts, als ihm zu folgen. Mit einem grässlichen Quietschen öffnet sich dessen Schiebetür. Die Stockwerke muss man anhand der Knöpfe abzählen, alle Leuchtsymbole sind zerstört. Wir fahren in die siebte Etage. Die Fahrstuhlkabine setzt sich ruckartig in Bewegung, schaukelt

hin und her, vibriert, schrappt nach einigen Metern an etwas entlang. Ich sehe uns abstürzen. Bruno hat die Augen geschlossen. Vielleicht hat ihn der Gestank hier drin ohnmächtig werden lassen.

»Auf den Wänden stehen ja ganze Romane«, sage ich in die Stille.

»Du bist ja Schriftsteller. Vielleicht entdeckst du große Literatur.«

»Eher verzweifelte oder zynische Literatur.«

»Das ist doch große Literatur, oder?« Bruno öffnet die Augen, sieht mich kurz an. Dann stößt er sich von der Blechwand ab und tut einen Schritt auf die Schiebetür zu. Als hätte er genau die Fahrzeit im Kopf. Wir bleiben stehen, knarzend und ächzend verschwindet das Metall in der Wand. Vor uns ein halbdunkler, übelriechender Flur. Direkt gegenüber eine Wohnung. Bruno schließt auf. Schon wieder ein Loch. Bis auf ein Zimmer, das außerordentlich gut renoviert ist. Nur der Geruch ...

»Willkommen in deinem neuen Zuhause ...«

»Warum eigentlich hier? Warum nicht wieder in die Stammstraße?«

»Wir bleiben nie lange an einem Ort. Das versteht sich von selbst, oder?«

»Aus deiner Sicht, ja, aus meiner Sicht nicht. Das bedeutet, dass ich hier ebenfalls nur kurz sein werde.« Er antwortet nicht, gibt mir stattdessen das Tablet.

»Falls du deine Mails kontrollieren willst.« Mehr sagt er nicht, wendet sich ab und verschwindet in der Küche. Ich seufze und suche das Bad. Eine Dusche käme mir gelegen.

»Bruno?«

»Was?«

»Ich brauche Kleider!«

»Der Kleiderschrank in deinem Zimmer ist voll. Alles, was dein Herz begehrt.« Ein hämisches Lachen folgt.

Das Duschwasser war kontingentiert. Ob das an dem Ort lag, an dem wir uns aufhielten? Einigermaßen erfrischt gehe ich in die Küche. Auf dem Tisch stehen ein Topf mit Spaghetti und Tomatensauce, zwei Teller und zwei Flaschen Kölsch. Bruno klopft mit dem Messerende auf das zerfurchte Holz, einmal pro Sekunde, wenn ich

richtig mitzähle. »Wie kann man nur so lange duschen? Das ist Wasserverschwendung«, stellt er fest.

»Was redest du da? Das Wasser ist begrenzt. Zuteilung nach Wohnung und Person. Steht doch auf dem kleinen Schild überm Wasserhahn.«

»Ah ja, stimmt. Hab ich vergessen.« Er will mich auf den Arm nehmen, ärgern, an meine Grenze bringen. Anders kann ich mir das Gerede nicht erklären. Aber gut, das kann ich ebenso ...

»Wusste ja gar nicht, dass du kochen kannst. Kann man das essen?«

Er lässt das Messer fallen. »Kann man. Setz dich! Ich habe Instruktionen.« Das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Instruktionen bedeuten immerhin Informationen. Vielleicht kann ich daraus irgendwie einen Gewinn schlagen. Vorsichtig nehme ich Platz. Auch dieser Stuhl hat seine beste Zeit lange hinter sich. Bruno nimmt zwei Gabeln, schöpft mir einen Berg Spaghetti auf den Teller, hebt den Topf und gießt großzügig Tomatensauce drüber.

»Du hast bei den Besten gelernt«, rutscht mir raus.

»Heute ist der siebte August«, ignoriert er die Stichelei. »Übermorgen der neunte August. Fällt dir dazu was ein?« Die Frage bringt mich völlig aus dem Konzept. Neunter August? Gerade war ich noch bei in Tomatensauce schwimmenden Spaghetti.

»Atombombenabwurf auf Nagasaki«, sage ich. »Und gestern Hiroshima.« Bruno dreht die Pasta auf seiner Gabel, beugt sich bis kurz über den Teller, schlürft das Knäuel samt Sauce in den Mund. Die letzte der langen Nudeln schleudert rote Tropfen auf mein T-Shirt.

»Du bist ein wirklicher Prolet«, stelle ich fest. Er grinst und kaut mit dicken Wangen. Ich schätze, das mit den Atombomben war die falsche Antwort. Mit Gabel und Messer zerstückle ich alle Nudeln, löffle den geschmacklosen Mix in den Mund. Weder Salz noch Pfeffer stehen auf dem Tisch und auch sonst nirgends in der kleinen Küche. In meinem ganzen Leben habe ich noch nie ein solch schlechtes Essen bekommen. Ich schweige jedoch, mache den Teller leer und trinke das Kölsch. Bruno sagt ebenfalls nichts. Vielleicht wartet er auf eine Inspiration meinerseits zum neunten August. Da wird er lange warten können. Nach einem gepflegten Rülpsen aus Brunos Kehle steht er auf und geht zum Fenster.

»Du bist ein denkwürdiges Arschloch«, sagt er zur verdreckten Scheibe. »Mein Job ist es, auf dich aufzupassen. Am liebsten jedoch würde ich dich hier aus dem Fenster werfen und den Aufprall unten genießen.« »Tu dir keinen Zwang an.« Er dreht den Oberkörper und wirft mir einen bösen Blick zu. Fast ahne ich sein das Zittern dahinter, aufkochende Wut. »Am neunten August starb deine Mutter. Richtig?« Seine Stimme ist aus Eiswürfel gemacht. Ich muss ihn loswerden. »Du warst auf der Beerdigung, zusammen mit deinem Bruder. Danach hast du das Grab in diesem einsamen Eifeldorf nie mehr besucht.« Er kommt einen Schritt näher. »Nicht ein einziges Mal. Nicht so dein Bruder. Jedes Jahr ist er an zwei Tagen dort. Zu ihrem Tod und dem deines Vaters.«

Die Erkenntnis springt mich an wie ein Alptraum. Das ist es, was sie wollen! Meinen Bruder auf dem Friedhof töten! Und nur ich werde durchgelassen, so ihre Hoffnung, denn ich bin Sohn und Bruder! Meine zwei zitternden Hände auf den Oberschenkeln, unterm Tisch ... ich will nicht, dass Bruno es sieht. Er soll sich nicht an der Wut sattsehen, die ich mit dem Alkohol aufgegeben habe, meinte verloren zu haben vor so vielen Jahren. Da ist sie wieder!

»Was weißt du schon über meine Eltern und das was passierte, als wir noch kleine Familie spielten?« Das Zittern meiner Stimme kann ich nicht zurückhalten.

»Red dich nur raus«, kontert er, dreht sich wieder zum Fenster. Konzentriert fixiere ich das Messer, sehe meine Hand danach greifen.

»Und wann fahren wir zum Friedhof?«

Bruno lacht gegen die Scheibe. Ein verächtliches Lachen. »Du bist so berechenbar«, höhnt er. Mit der linken Hand stelle ich beide Teller zusammen, dann auf die dreckige Spüle.

»Mag schon sein ...« Meiner Wut die Pforte zu öffnen, fällt nicht schwer. Sie rammt das Messer mit all ihrer Kraft in Brunos Hals. Knapp über dem Hemdkragen. Ein Ratschen wie reißendes Papier. Wie einfach es ins Fleisch geht. Tief. Sein Ellbogen trifft meine Schläfe und mir wird für einen Moment schwarz vor Augen, fühle mich taumeln, dann fallen. Mit dem Kopf an den Türrahmen. Es wird sofort wieder hell, dann ist er über mir. Breitbeinig. Mit der linken Hand zieht er den Stahl heraus und schreit. Ein seltsames Bild. Dem rot gefärbten Metall folgt ein

Strahl Blut, versiegt, der nächste Schwall kommt. Dann quillt es nur noch. Seine Beine geben nach. Er sackt auf mich herunter. Fast können wir uns küssen. »Du Arschloch ...«, gurgeln die Worte aus seinem Mund, zusammen mit Unmengen Blut, das warm und klebrig meine Brusthaare färbt. Alles riecht nach rostigem Eisen. Das Licht in seinen Augen erlischt, tritt zurück und lässt den Tod herein. Muskeln erschlaffen und Brunos Gewicht presst mich auf den Boden. Da ist nicht nur mein klopfendes Herz, das ich noch nie so laut gehört habe, auch ein Gluckern in seiner Kehle lässt mich frieren, heftig atmen. Jetzt muss ich mich am Spülbecken waschen. Ein Lachanfall schüttelt mich. Was habe ich da gerade gedacht? Egal. Mit Mühe schiebe ich Brunos Körper auf die Seite und ziehe mich an der Spüle hoch. Ein roter Bach mäandert über den dreckigen PVC-Boden.

Der Blick aus dem verschmierten, fast blinden Schlafzimmerfenster auf Chorweiler ist deprimierend. Den Menschen dort unten vor den Hauseingängen, neben den Müllcontainern, auf den maroden Spielplätzen, wird egal sein, ob das Abendland sich christlich erneuert. Das Brot auf dem Teller soll nicht verschimmelt sein, es muss Wasser geben. Möglichst keine Stürme, Tornados oder Hitzewellen. Vor allem aber muss das weniger werdende für diejenigen ausreichen, die schon hier wohnen. Nicht für jene, die übers Meer kommen oder den Landweg nach Europa nehmen. Das ist es, was die Menschen interessiert. Dafür nimmt man gerne ein wenig Glauben in Kauf. Bin ich damit einverstanden? Nein. Aber das ist nicht mehr meine Welt. Nicht mehr mein Kampf. Ich denke an Bruno.

Nun bin ich ein Mörder. Ganz im Sinne des Gesetzes. Selbst wenn ich einen Affekt erklären kann und es Totschlag wird. Der Widerstand will nur meinen Bruder eliminieren. Ob er den vielen Klimaflüchtlingen Brot geben kann – oder geben will – möchte ich bezweifeln. Am Ende bleibt die Frage nach der Macht. Frisch gewaschen, saubere Kleider, ein Käppi mit dem Logo eines Taxiunternehmens auf dem Kopf und eine Sonnenbrille vor den Augen, das ist nun Frank Bernheimer. Die SIM-Karte aus dem Tablet breche ich in kleine Teile und spüle sie die Toilette runter. Das Gerät selbst überlasse ich der Mikrowelle. Der Verlag und Monika sind nicht mehr wichtig. Kurz denke ich an Françoise, aber ihr Leben wird weitergehen, auch ohne mich.

Am Wochenmarkt in Chorweiler steige ich in die S-Bahn, fahre zum Hauptbahnhof, hebe den Maximalbetrag vom georgischen Konto ab und setze mich in ein Café. Die Verbindungssuche nach Dahlem listet einige Züge auf. Ich entscheide mich für morgen früh um kurz nach acht ab Gleis sechs. Eine Stunde später bin ich dann in Kall, dann mit dem Bus nach Dahlem. Erst mal dort, werde ich schon eine Möglichkeit finden, nach Ilkenrath auf den Friedhof zu kommen. Alles weitere wird sich ergeben, daran habe ich keinen Zweifel. Ohne Gepäck oder Begleitung fühle ich mich frei. Wirklich frei. Wie schon sehr lange nicht mehr. Eine Last ist von mir abgefallen. Aber welche? Soll ich das ergründen? Selbst das Heimweh nach meinem Haus ist verschwunden. Habe ich mir durch all die Jahre etwas vorgemacht? Mir eingeredet, eine neue Heimat gefunden zu haben. Ich sollte einen der vielen Menschen in der Bahnhofshalle fragen, die hastig suchend, einsam oder in quirligen Touristengruppen, an Familie, Freunde oder nichts denkend, zu den Gleisaufläufen ziehen oder von ihnen ausgespien werden. Halb Europa trifft sich in Köln. So jedenfalls mein Eindruck. Das Käppi tief im Gesicht, reihe ich mich in die Menschenmasse ein, Richtung U-Bahn-Abgang. Mit der 16 fahre ich zum Chlodwig-Platz, miete für die folgende Nacht ein Zimmer im Hotel Severin und spreche dabei gebrochenes Kauderwelsch aus Französisch und Deutsch. Danach schlendere ich durch die belebte Südstadt in die Alteburger Straße. Am Eck zur Teutoburger Straße ist ein Eiscafé, zur Hälfte gefüllt und klimatisiert, veganes Eis im Angebot.

»Bonjour« werde ich beim Hineingehen los, setze ein »Guten Tag« nach. Die Fensterplätze sind belegt, im hinteren Eck habe ich einen Tisch für mich. Das ist mir recht. Kaum sitze ich, kommt eine Frau mittleren Alters mit der Karte, wischt mit einem Lappen über Tischfläche, Bank und Stühle. Auf ihrer linken Halsseite ist ein Fisch eintätowiert. Ruhig bleiben! Sicher nur Zufall.

»Einen Cappuccino, bitte.«

»Kommt gleich.«

Sie geht hinter die Theke. Ich spüre Angst. Bin ich unter Beobachtung? Wie können sie wissen, wo ich bin? Vielleicht ist ja ein Sender an mir? Oder in mir?

Früchteeis steht auf der Karte. Ich denke an Bruno aus Friedrichshafen, die offenbar nicht vom Widerstand war, sterben musste auf eine grausame Art. Ein Widerstand, der nicht minder miese Methoden anwendet.

»Ein Cappuccino, der Herr.« Vorsichtig stellt sie die übervolle Tasse ab. »Noch was?«

»Das Früchteeis, aber ohne vegane Sahne, bitte.«

»Kommt sofort.«

Über der Theke hängt ein großer Flachbildschirm. Lokalsender. Der Zustand des Rheins, Niedrigwasser, keine Schifffahrt möglich. Gibt es Aussicht auf Regen? Nein. Nicht die nächsten fünf Wochen. Das wenige Wasser aus den Alpen bleibt im Bodensee hängen. Der Konstanzer Ablauf soll ausgebaggert werden. Staustufen entlang des Mittelrheintals, an den Zuflüssen. Jeder Tropfen muss aufgehalten und gesammelt werden. Die Frau mit dem Fisch bringt das Eis. »Danke.« Sie lächelt. »Schönes Tattoo. Was bedeutet das?« Sie fährt mit Zeige- und Mittelfinger über das Symbol und ist für einen Moment abwesend.

»Ichthýs, ein christliches Symbol. Die Speisung der Fünftausend.«

»Hat das nicht auch der Papst auf seinem Ring?«

Ein mitleidiger Blick, freundlich und nachsichtig.

»Fast. Er trägt den Fischerring mit Petrus und dem Netz in seinem Boot. Petrus war ein Fischer.«

»Ah ...«

»Sie kennen sich nicht so aus, was?«

»Nicht wirklich.«

Ein Gast ruft nach der Rechnung. Sie nickt mir zu. »Komme!« Ihr ist anzusehen, dass es noch mehr zu erzählen gäbe, aber Job ist Job. Auf dem Schirm ist eine Statistik zu sehen. Warum ist der Ton aus? Trinkwasser, Abwasser, Verbrauch pro Kopf, wo gibt es Rationierung ... Ich rühre den Cappuccino und trinke zwei, drei Schluck. Schmeckt wirklich gut. Menschen werden interviewt. Die Fischfrau geht mit dreckigem Geschirr an mir vorbei, konzentriert.

»Können Sie den Ton bitte lauter stellen? Ich würde das gerne hören.«

»Hm«, brummt sie, auf Tassen, Teller, Gläser und Besteck achtend. Aus einer Schublade bringt sie Bluetooth-Kopfhörer.

»Danke.« Eine Frau vor dem Dom sagt, dass sie nicht bereit sei, das wenige Wasser mit irgendwelchen Menschen aus dem Süden zu teilen. Aus dem Süden Europas oder aus Afrika, ist die nächste Frage des Reporters. Sie druckst herum. Europa könne man ja nicht mehr sagen, seit wir alle Europa sind, naja, aber Afrika, ja, das käme gar nicht infrage. Also findet sie die Grenzschießungen des Präsidenten gut? Aber ja, irgendjemand musste es ja tun. Endlich! Sie macht ein entzücktes Gesicht. Werden Sie ihn also wählen? Natürlich. Solange aus Italien und Spanien nicht zu viele Menschen kommen ... Überblendung auf einen älteren Herrn, ebenfalls auf der Domplatte. Ob Leander Meissner richtig gehandelt habe, als er dem russischen Präsidenten Hilfe zusagte bei der Katastrophe von Bilibino. *Bilibino?* Natürlich, erklärte der Interviewte sofort. Und ob es auch richtig sei, die überschüssige Energie den Russen zu geben? Jederzeit. Wir wollen ja keine zweite Ukraine. Ein instabiles Russland sei immer auch ein instabiles Europa. Dann entschuldigt er sich, seine Frau hätte heute Geburtstag und er müsse noch einkaufen. *Bilibino?*

Ich trinke den Kaffee leer und widme mich dem Früchteeis. Es schmeckt fantastisch. Die Fischfrau lächelt mir zu. Sie schaltet auf einen anderen Kanal. Der Parteitag der Abendländischen Erneuerung beginnt heute in Brüssel. Irgendeine Reporterin ist direkt vor Ort und mein Bruder fährt gerade in einem weißen Tesla vor. Die Tür geht auf und heraus kommt ein Mann, der niemals mein Bruder sein kann. Ich beuge mich vor. Zwei winkende Hände. Ist er das? Ich stehe auf, gehe um den Tisch herum, direkt an die Theke. *„Leander Meissner‘ steht am unteren Rand. ‚2. Präsident der Europäischen Union‘ spricht heute auf dem Parteitag der Abendländischen Erneuerung. Und morgen, am Sonntag, wird er das Grab seiner Mutter in der Eifel besuchen, um einen kleinen Gottesdienst abzuhalten, zusammen mit dem Pastor der Gemeinde. Winken, der Blick in die Kamera. Seine Augen. Er ist es eindeutig! Was ist mit ihm passiert? Überblendung in die Halle. Ein anderer Reporter. Massen von Menschen, Fischsymbole auf Fahnen, Transparenten, Ansteckern.*

»Meine Güte«, rutscht mir raus. Die Fischfrau stellt sich neben mich und schaut auf den Schirm. »Würde ich nicht wissen, dass er nur ein Mensch ist, könnte man denken, er ist zurückgekehrt, nicht wahr?« Ich will fragen, wer zurückgekehrt sein

soll, aber sie hat gar nicht mit mir geredet. Ihr Blick ist an den Schirm geheftet. Mit einem tiefen Atemzug ziehe ich mich auf die Bank zurück. Die letzten Löffel Fruchteis. Dann pule ich die Stöpsel aus den Ohren. Die Menschen im Eiscafé sehen ebenso auf das Bild über der Theke. Lächeln, Worte, ein Smartphone fotografiert Theke und Bildschirm ... ich bin in einem anderen Film.

Die Umgebung verschwimmt, so sehr starre ich auf einen Punkt im Nirgendwo, in mir, auf die Bilder in meinem Kopf, die rasend schnell, in chaotischer Abfolge vorbeiziehen, auftauchen und wieder verschwinden. Vater, Mutter, Leander ... wann ist alles zerbrochen? Ich existiere immer im Jetzt. Die Vergangenheit ist die eines anderen Menschen, der sich in mir versteckt. Die Zukunft ist nicht die meine. »Was ist mit Ihnen?« Nur die Augen haben mich Leander erkennen lassen. »Hallo? Ist Ihnen nicht gut?« Jemand schüttelt mich. Die Fischfrau. Was sagte sie?

»Doch, doch, alles in Ordnung. Hab nur an was gedacht.«

»Das muss aber weit weg gewesen sein. Dachte schon, Sie kippen von der Bank.«

»Keine Panik. Mir geht's ganz gut für mein Alter.«

»Jo, so alt sind Sie doch noch nicht ...«

»Immerhin 66 Jahre.« Sie verzieht das Gesicht. Schon wieder Mitleid. »Wissen Sie, was Bilibino ist?«

Sie stutzt. »Junge, wo kommen Sie denn her? Gucken Sie keine Nachrichten?«

»Selten«, erwidere ich ausweichend. Nein, hätte ich sagen müssen. *„Interessiert mich nicht“* oder so was in der Art.

»Den Russen ist doch ihr Atomkraftwerk in Bilibino im Permafrost versunken. Zack, Kernschmelze! Gottseidank ist das weit weg in Sibirien. Die anderen mussten auch vom Netz wegen zu wenig Kühlwasser.« Sie nickt zur Bestätigung. »Und wir helfen nun aus.«

»Aha ... und ist das gut?« Jetzt sieht sie mich seltsam an, weicht sogar einige Zentimeter zurück.

»Waren Sie die 30 Jahre in Ossendorf, oder was?« Sie wundert sich zurecht.

»Ich wohne in Südfrankreich. Weitab jeglicher Zivilisation.«

»Echt?«

»Qui, Madame.«

Die Fischfrau richtet sich auf. Ein junges Pärchen ist hereingekommen. Mit einem Zwinkern zieht sie ab. Ich schaue mal, was es auf der Karte noch an Eisspezialitäten gibt.

Einen Ananasbecher und zwei Eiskaffee später verfolge ich eine Reportage über Frontex. Ich würde es eher als Werbefilm bezeichnen. Es ist schon achtzehn Uhr durch und alle Plätze sind besetzt. Eine junge Mutter hat sich mit zwei Kindern zu mir gesellt, weil nichts anderes frei war. Es gibt je zwei Kugeln Vanille für die Kleinen. Die Mutter trinkt einen Milchshake. Ihre Kommunikation läuft sehr ruhig ab. Die Kinder nörgeln nicht, schauen gebannt den Frontex-Einheiten zu, die mit schnellen Booten über das Mittelmeer jagen und Trawler oder andere Boote aufbringen, die Menschen umladen und zurück nach Tripolis oder Tunis bringen. Alles sehr ordentlich und kontrolliert ablaufend. Die Werbefilm-Flüchtlinge bekommen ein Rettungspack, eine Flasche Wasser und etwas Geld. Sie bedanken sich. Die Mutter nickt, den Strohhalm im Mund.

»Ich will auch Polizist werden«, sagt der Junge, was die Mutter eindeutig entzückt. Ich grinse freundlich. Die Schwester des Kleinen sieht mich an. »Du bist aber alt«, stellt sie fest.

»Das stimmt«, gebe ich ihr recht, der Mutter zuvorkommend.

»Verzeihung, das hat sie nicht so gemeint. Sie ist ein bisschen vorlaut ...«

Ich zwinkere der Kleinen zu. »Sie hat recht und ist ehrlich. Machen Sie sich keine Gedanken.«

»Danke«, haucht sie und wird rot.

»Boah«, entfährt es dem Jungen. Ein Frontex-Schnellboot in voller Fahrt. Es wird aus dem Wasser gehoben. »Super!«

Aus der Tasche hole ich einen Fünfziger, stehe auf und lege ihn der Fischfrau – die eine Kolonne Zahlen in die Kasse tippt – vor die Nase. »Stimmt so.«

»Boah!«, sagt der Junge lauter. Das Boot macht einen Hüpfer und schlägt auf dem Wasser auf. Ich beuge mich zu ihm runter.

»Die Flüchtlinge, die nicht im Film gezeigt werden, erschießt man«, sage ich und verlasse das Eiscafé. Es gibt Aufregung hinter mir. Ich werde ins Hotel gehen und schlafen.

Am Chlodwigplatz überquere ich den Ubierring. Bei Merzenich ist eine Menge los. Feierabend und die Menschen kaufen Brot. Vor dem Severinstor räumen die Stadtgärtner ihren Arbeitsplatz. Neue Bäume werden gepflanzt. Afrikanische Kirsche steht auf einem Schild. Verträgt den Klimawandel sehr gut. Aus einem Impuls heraus betrete ich die Bäckerei, kaufe ein süßes Teilchen, eine kleine Flasche Wasser und stelle mich an einen der Stehtische. Zwischen zwei Bauwagen ist der Hoteleingang zu erkennen. Parken ist während der Pflanzarbeiten verboten, weswegen keine Autos zu sehen sind. Nach ein paar Minuten fährt das orangefarbene Fahrzeug der Stadtgärtnerei vom Platz. Nur am Knick vor dem Severinstor steht ein weißer Lieferwagen. Keine Fenster im Laderaum. Sehr sauber und ziemlich neu. Düsseldorfer Kennzeichen. Im Merzenich wird es langsam leerer. Die Verkäuferin hinter der Kaffee-Theke sortiert neue Teilchen in die Auslage.

»Entschuldigung, wie lange haben Sie geöffnet?«

»Bis 22 Uhr.«

»Danke.«

Paranoia, denke ich, trinke Wasser und genieße das süße Stückchen. Eine Apfel-Kirsch-Tasche mit Pistazienkrümel und Zimt. Es ist halb sieben und mein Blick wechselt zwischen Lieferwagen und Hoteleingang. Im Zimmer habe ich nichts liegen lassen, was kein Wunder ist, da ich nichts mehr dabei habe außer den Prepaid-Geräten, dem Smartphone für das Konto und Bargeld. Eine weitere Flasche Wasser später, es ist kurz vor halb acht, kommt eine Frau aus dem Hotel und geht zum Lieferwagen, verschwindet auf der nicht sichtbaren Seite. Gleich darauf geht ein Mann denselben Weg zurück, betritt das Hotel. Links und rechts des Lieferwagens gehen ab und zu Leute vorbei, aber nicht diese Frau. Und auch der Mann muss in ihm gewesen sein. Fahrer oder Fahrerin gibt es nicht. Um viertel nach Nacht sind die Brezeln ausgebacken. Ich kaufe drei Stück, zwei Flaschen Wasser, dazu eine Stofftasche und ein Merzenich-Basecap, das ich sofort aufziehe. Die Verkäuferin grinst. Dann gehe ich mit einem Pulk angeregt diskutierender Touristen zur Haltestelle der Linie 16. Drei Minuten später bin ich auf dem Weg Richtung Bonn.

Kapitel 7

In die Eifel

Noch am gleichen Tag

Eine wundervolle Fahrt. Erst mal aus Köln draußen, genieße ich mit geschlossenen Augen das Ruckeln, die Stimmen um mich herum, die sich mehr und mehr entfernen, immer gedämpfter meine Wahrnehmung erreichen, je tiefer ich in mein Inneres versinke. Die Gedanken kreisen um meinen Sohn. Und die Augen meines Bruders. Wenn ich ihn schon kaum erkannt habe, wie wird es dann mit meinem eigenen Nachwuchs sein? Werde ich den erwachsenen Mann erkennen, den ich als Kind in den Armen hielt, zum Kindergarten brachte, von der Schule abholte. Jeder Winkel in mir ist voller Angst. Angst vor Zurückweisung, einer Absage, der erneuten Niederlage. Unter den geschlossenen Lidern drücken Tränen ans Licht. Was soll ich dagegen tun?

»Alles in Ordnung?«, fragt eine Frauenstimme.

»Nein, nicht wirklich«, gestehe ich und traue mich nicht mal, die Augen aufzumachen. Eine Hand legt sich auf meinen Unterarm. Eine kleine Hand, kaum Kraft. Sie bleibt dort liegen. Wir schweigen. Dann sagt die Lautsprecherstimme ‚*Godorf, Ausstieg rechts*‘. Daraufhin verlässt mich die kleine Hand, es wird kühl an der Stelle.

»Ich muss aussteigen, aber ich denke an Sie.« Mir bleibt nur ein Nicken. Abbremsen, Türen zischen. Sie ist weg. ‚*Nächster Halt: Wesseling Nord*‘. Ich werde sterben, ist mein nächster Gedanke. Oder mehr eine Erkenntnis. Vielleicht eine Hoffnung? Das wünsche ich mir wohl, zu sterben. Nur das kann meine Fehler tilgen, die Feigheit, das Versagen beseitigen. Station um Station, abbremsen, beschleunigen. Viertel nach neun sind wir endlich in Bad Godesberg und meine Stimmung ist auf dem Tiefpunkt, antriebslos, unter einer schweren Wolke aus Lethargie und Hoffnungslosigkeit gefangen. Auf einem Blumenkübel gegenüber des alten Godesberger Bahnhofs sitzend, esse ich zwei Brezeln, trinke eine Flasche Wasser und beobachte in dieser Zeit die drei Taxen vor dem Gebäude. Zwei Männer und eine Frau. Fahrgäste kommen keine mehr und um zehn Uhr verabschiedet sich einer der Männer. Es ist fast dunkel. Die Frau steigt aus, zündet sich eine Zigarette an, inhaliert tief und pustet eine große Rauchwolke gen

Himmel. Ich vermute, dass die Leute meines Bruders nicht rauchen, kratze eine Stelle an meinem Hinterkopf und gehe auf sie zu. Kurz vor ihr wirft sie die Kippe auf den Boden, tritt die Glut aus. Ich gehe um den Wagen herum und steige vorne ein.

»Bin weg«, ruft sie ihrem Kollegen zu, setzt sich auf den Fahrersitz, schließt die Tür. Eine seltsame Stille umgibt uns.

»Wohin?«

»Nach Ilkenrath. Das ist bei Dahlem.«

»Okay, aber da kommt einiges zusammen.« Ich bin erstaunt. Sie ist weder beeindruckt noch überrascht. Als würde sie diese Strecke täglich fahren.

»Kein Problem. Wie viel wird es kosten?«

»Hm, rund 160 Kilometer hin und zurück, meine zusätzliche Zeit, weil ich demnächst Feierabend machen wollte ...« Sie legt den Kopf in den Nacken, murmelt leise einige Zahlen. »Sagen wir 350 €.«

»Einverstanden.«

»Aber im Voraus. Versteht sich von selbst.«

»Natürlich.« Aus der Hosentasche ziehe ich fünf Hundert-Euro-Scheine, fächere sie auf und stecke sie zwischen Display und Klimaanlagesteuerung in den Spalt.

»Stimmt so.«

Sie sieht mich an und macht eine anerkennende Geste. »Dafür dürfen Sie auch Marion zu mir sagen.«

»Okay, Marion. Ich bin Frank. Dann nichts wie los.«

Wir verlassen das abendliche Bad Godesberg in Richtung Meckenheim.

»Lieber Autobahn? Oder Landstraße?«

»Landstraße ist gut.«

»Sieht man aber nicht viel, wenn es dunkel ist«, gibt sie zu bedenken.

»Egal, ich mache die Lehne nach unten, wenn es recht ist, und die Augen zu.«

Marion ist eine exzellente Fahrerin. So stelle ich mir das in einem Zeppelin bei Windstille vor. Ein Dahingleiten über Landschaft. Oder durch Dunkelheit. Schlafen geht nicht, also verfolge ich die rote Linie auf dem Navigationssystem. Die Dörfer

werden seltener; und wenn wir durch eines fahren, ist kaum Licht in den Häusern.

»Ziemlich einsam hier. Das war früher aber nicht so ausgeprägt«, stelle ich fest.

»Wann war früher?« Sie hat eine angenehme Stimme.

»In meiner Kindheit. Zuletzt war ich hier um die Jahrtausendwende. Eine Beerdigung. Das Drumherum war mir egal.«

»Da habe ich aber jetzt mehrere Fragen«, sagt sie grinsend.

»Nur zu, wenn ich antworten kann, tu ich das.« Sie dreht kurz den Kopf her, achtet aber wieder auf die Straße, denn eine scharfe Kurve wird angekündigt.

»Okay, Kindheit. Das war wann?«

»1971 geboren in Köln. Mutter aus der Eifel, aus Ilkenrath. Wir haben meine Großeltern sehr oft besucht, bis sie Anfang der Achtziger starben.«

»Und die Beerdigung?«

Meine Mutter. 1999 gestorben und in Ilkenrath beerdigt. Sie hasste es, in Köln zu wohnen.«

»Aha.« Eine Rechtskurve folgt und Marion lenkt präzise hindurch. »Und was hat deine Mutter daran gehindert, vor ihrem Tod wieder nach Ilkenrath zu ziehen?«

Wer hat sie daran gehindert? Eine gute Frage. Habe ich mir diese Frage schon mal gestellt? Ich erinnere mich nicht.

»Gute Frage. Wer hat Mutter daran gehindert ... auf jeden Fall mein Vater. Aber der starb schon 1989. Also hätte sie noch Zeit gehabt.« Wir erreichen Hilberath. Es ist wie ausgestorben. »Nach dem Tod meines Vaters ... ich weiß auch nicht. Vielleicht Gewohnheit?«

»Also ist sie in Köln gestorben?«

»Ja. Wir ... also meine Frau und ich haben sie dann in die Eifel bringen lassen. Sie wollte nicht verbrannt werden. In Ilkenrath war das noch möglich.«

»Außerdem war es ja ihre Heimat«, ergänzt sie. »Und jetzt besuchst du das Grab deiner Mutter?«

»Morgen ist ihr Todestag.«

Marion nickt. Kaum sichtbar im schwachen Licht des Displays. »Ich komme auch aus der Eifel, will da aber nicht mehr wohnen. Alles tot. Viele Firmen sind in die Insolvenz oder weg. Wassermangel, Wald gibt es so gut wie nicht mehr, kaum noch Tourismus, die Jugend schon lange in den Städten, ach was, auf ganz Europa

verteilt. Wer noch hier lebt, ist meist alt und wird bald sterben. Andererseits ... so kann die Natur wieder ein wenig aufatmen, nicht wahr?« Wir fahren durch Todenfeld und biegen links ab. Zwei entgegenkommende Fahrzeuge. Das war es an Verkehr.

»Ich muss dir etwas gestehen, Marion.« Sie beschleunigt und schaut für eine Sekunde her.

»Du bist ein Strafgefangener auf der Flucht und ermordest bevorzugt Taxifahrerinnen?« Ich muss lachen.

»Nein, natürlich nicht. Ich lebe seit einem Vierteljahrhundert in Südfrankreich und habe mich weder für die Natur noch das Leben noch irgendeinen Menschen interessiert.« Marion schweigt und kontrolliert den Ladezustand des Akkus, schaltet dann wieder zur Straßenkarte. Warum schweigt sie? Vielleicht ist es ihr ja ähnlich ergangen ...

»Du warst also ein egoistisches Arschloch?«, fragt sie nach einigen Minuten. Es trifft mich nicht. Weder Ärger noch Wut spüre ich kommen, nur einmal tief durchatmen. Die Klimaanlage arbeitet hervorragend. Warum vertraue ich ihr?

»Das bin ich immer noch.«

Sie summt ein mir unbekanntes Lied und ich denke an meinen Sohn. Im Schein der LED-Lampen tauchen Baumgerippe vor uns auf. Ich komme mir vor wie auf dem Styx. Aus einem Impuls heraus versuche ich den Obolus unter der Zunge zu entdecken, den mir Marion am Ende der Fahrt als Bezahlung abnehmen wird.

»Sag mal, Frank, verzeih meine Neugier, aber ... nach 25 Jahren zum ersten Mal wieder zum Grab deiner Mutter ... warum ausgerechnet jetzt?«

Ich ahnte, diese Frage würde unweigerlich auftauchen.

Für einen Augenblick kommt mir in den Sinn, dass diese Taxifahrerin, Marion – wenn sie überhaupt so heißt –, ebenfalls zu meinem Bruder gehören könnte. Oder zum Widerstand. Ich denke an Aliens, die das alles nur inszenieren, um ein Live-Theater zu erleben. Dann sehe ich sie von der Seite an. Spiegelungen und Reflexe der vielen Leuchten im Gesicht, im Auge, das ich von hier sehe. Sie ist konzentriert. »Du musst es mir nicht erzählen, wenn du nicht magst.« Warum sagt sie das? Schon dieser Satz macht mich wieder halb wahnsinnig. Will sie mir ein schlechtes

Gewissen machen? Nein, das glaube ich nicht. Sie ist interessiert. Neugierig. Mehr nicht. Mit mir in einem Taxi zu sitzen, ist schon gefährlich genug. Alle um mich herum sind in Gefahr, wie man an Richard sieht. Ich habe das Bedürfnis, mit der Hand fest über mein Gesicht zu streichen, hin und her. Um wach zu werden, klar im Kopf, mich abzulenken. Marion steuert souverän in eine langgezogene Linkskurve. Verdorrtes Gras auf der rechten Seite, ein umgefallener Leitpfosten.

»Wenn ich es dir erzähle, bedeutet es mit hoher Wahrscheinlichkeit Gefahr für dein Leben.« Sie klopft mit dem Zeigefinger ein paar Mal aufs Lenkrad und knabbert auf der Unterlippe. »Es sind schon Menschen gestorben, Marion. Alleine dass wir in diesem Auto sitzen, ist Gefahr genug«, setze ich nach.

»Warum hast du mich ausgesucht und nicht meinen Kollegen?«

»Bauchgefühl. Aber ich hätte überhaupt niemanden aussuchen sollen und mich lieber in mein Schicksal ergeben.« Marion wiegt den Kopf hin und her. Ich meine ein Grinsen zu sehen.

»Jetzt bin ich hier, Frank. Zu spät also. Dann können wir auch den letzten Schritt gehen.« Den letzten Schritt ... was ist der letzte Schritt? Ich verstehe und fange an zu erzählen.

Als ich fertig bin, angefangen vom Tod meiner Frau, dem Verlust des Sohnes, einem evangelikalen Bruder, bis zu Canard und Brunos Ermordung in der Küche durch mich, bleibt mir nichts als schweigen. Hätte ich dem überhaupt entkommen können? Mich von vornherein weigern, diesen Irrsinn mitzumachen? Natürlich. Gäbe es da nicht diese tiefe Sehnsucht nach meinem Kind, den zwanghaften Drang, meine Schuld zu begleichen. Nun kann ich dieser Steinlawine nicht mehr entrinnen. Selbst schuld. Schon viel früher hätte ich mich um Verständigung bemühen müssen. Marion schüttelt den Kopf. Nicht sehr intensiv. Gerade so viel, dass klar wird, wie mein Geständnis wirkt.

»Tja, also ... das klingt nach einer gewaltigen Räuberpistole. Seltsamerweise glaube ich dir. Keine Ahnung, warum.«

»Danke.« Zögerlich dreht sie den Kopf. Ihr Blick trifft mich.

»Du bist ein Feigling, Frank!«

»Das bin ich. In der Tat.«

»Es ist richtig, sich diesem Plan zu verweigern. Ich bin zwar keine Freundin der Abendländischen Erneuerung, aber, ehrlich gesagt, am Ende ist es mir egal. Mein Job wirft gerade so viel ab, dass ich einigermaßen davon leben kann. Und ich muss noch Unterhalt zahlen für zwei Kinder. Dein Geld kommt mir also gerade recht. Das Hemd ist mir näher als die Hose. Vielleicht schaffen wir es in Europa, dank deines Bruders. Die Millionen Klimaflüchtlinge können wir weder aufnehmen noch versorgen. Wenn du ihn also tötetest, ist diese Chance weg. Auch wenn mir der Glaube am Hintern vorbeigeht.«

»Dann sind wir ja jetzt zwei egoistische Arschlöcher.« Marion kontrolliert den Akku. Füllstand bei 83%. Es wird keine Probleme geben. Ein paar Kilometer lang schweigen wir. Nach Schönau fällt mir wieder die Erwähnung von zwei Kindern ein. »Erzähl mir von deinen Kindern.«

Marion zieht die Schultern hoch, streckt sich im Sitz, drückt beide Arme durch. Ich habe keine Ahnung, auf welches Alter ich sie schätzen soll. Vierzig? Ihre Stimme ist jung und sanft. Wenige Falten im Gesicht. Was sie ausstrahlt ist zweifellos von viel Erfahrung geprägt. »Schwierig«, kündigt sie an. »Ganz schwieriges Thema. Ist nicht so mein Ding, da drüber zu reden.«

»Hm, das ist in Ordnung für mich. Aber du kannst mir erzählen, was du vor der Taxifahrerin gemacht hast. Das warst du ja sicher nicht seit jeher ...«

»Nein. Taxi fahre ich seit fünf Jahren. Vorher war ich bei Frontex.« Das Wort trifft bis ins Mark. Weil es aus Marions Mund kommt? Meine rechte Hand zittert. Ich will etwas sagen, fragen, am besten alles auf einmal. Doch ich bleibe sprachlos. Wieso habe ich das Gefühl, schon Jahrzehnte neben dieser Frau zu sitzen? »Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Hat es«, sage ich wahrheitsgemäß.

»Komisch, oder? Was ich vorher getan habe, verbindet sich heute Abend auf seltsame Weise mit deiner Geschichte.« Marions Hand landet auf meiner und drückt sie. »In zwanzig Minuten sind wir in Ilkenrath, Frank. Was werden wir dann tun?« Aus der Hosentasche hole ich das Bündel Euroscheine und lege es in die Konsole.

»Sind 4.500 Euro. Lass mich am Ortseingang aussteigen und mach, dass du wegkommst.« Ihr Blick geht für eine Sekunde auf das Geld. Sie nickt. Das Ortsschild von Tondorf reflektiert unser LED-Licht.

Ilkenrath ist fast dunkel. Drei Straßenlaternen sind zu sehen. Vor dem Ortseingang ist ein Wanderparkplatz. Marion quert ihn und setzt das Taxi hinter eine Buschreihe, von der Straße nicht einzusehen. Sie schaltet E-Motor und Licht aus, bringt ihre Lehne per Knopfdruck in die Horizontale. »Ich muss ein bisschen ausruhen«, meint sie und schließt die Augen. Noch eine halbe Stunde bis Mitternacht. An Schlaf ist nicht zu denken. »Wenn du aussteigst, mach vorher die Innenraumbeleuchtung aus, damit es dunkel bleibt, sobald die Tür aufgeht.«

»Ich werde dran denken.«

Auf was sie alles achtet, nur um ihren Schlaf zu genießen. Mir wäre das nicht eingefallen. Nach einigen Minuten atmet Marion gleichmäßig. Ich werde an die frische Luft gehen. Zudem muss ich die Blase leeren. Neben dem Rückspiegel ist ein Schalter. Es piept als ich die Lichtautomatik abschalte und aussteige. Es hat sicher noch etwas über zwanzig Grad und ist windig. Leise drücke ich die Tür zu, gehe langsam zur Buschreihe, kümmere mich um meinen Harndrang und schaue in die Runde. Das Dorf ist keine hundert Meter entfernt. Nur wenig Licht reicht von den Laternen nach hier. Es genügt jedoch, um auf dem Boden Hindernisse zu erkennen. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wo der Friedhof liegt. Aber Ilkenrath hatte damals nicht mehr als dreihundert Einwohner. Ich werde nicht lange suchen müssen. Außerdem kommt der Präsident der Europäischen Union. Das alleine nimmt mir jegliche Sorgen, den Friedhof nicht zu finden. Sollte ich überhaupt zu Leander durchdringen, biete ich an, alles zu erzählen über den Widerstand. Im Gegenzug möchte ich nur einmal in Ruhe mit meinem Sohn sprechen. Ich rede mir ein, das wäre nur fair, aber genau genommen ist nichts an all dem fair. Alkoholiker hin oder her, es gibt keine Ausrede für das, was passiert ist und mein Verhalten danach.

Ein paar Meter weiter entdecke ich eine Bank. Offenbar haben sich meine Augen genug an die Dunkelheit gewöhnt. Auf jeden Schritt achtend, gehe ich auf sie zu

und setze mich, lehne an die duftenden Holzbretter. Wie seltsam doch alles verlaufen ist. Vor zwei Wochen war das einzige Problem in meinem Leben die Hitze. Vielleicht noch der wöchentliche Einkauf in Castellane und dass Richard meinen Kurzgeschichtenband nur aufgrund unserer gemeinsamen Vergangenheit veröffentlicht hätte; nicht etwa, weil er an den Erfolg glaubte. Ich bin ein sehr guter Lektor, aber ein mäßiger Schriftsteller. Françoises Bild schiebt sich zwischen die Gedanken, unser Flammkuchenessen, der Rotwein. Siebzig Jahre und eine Schönheit. Wie es ihr wohl geht? Ich könnte ihr ja einen Heiratsantrag machen ... nein! Ein gepresster Lacher rutscht mir heraus. Sei kein Idiot, Johannes! Immerhin war sie mit dem besten Baguette-Bäcker des Departements verheiratet und liebt ihn immer noch. Vor allem aber bezweifle ich ganz stark, dass ich Castellane jemals wiedersehen werde. Der Ameisenlöwe fällt mir ein, ganz unten in seinem Trichter aus Sand lauernd. Gerät sein Opfer einmal über die Kante, rutscht es unbarmherzig tiefer hinein. Am Trichterboden lauert der Tod. Unausweichlich.

Eine Hand berührt meine Schulter und ich springe auf wie von der Tarantel gebissen. »Scht!« Es ist Marion. »Ui, ich kann dein Herz schlagen hören. Tut mir leid, wenn ich dich erschreckt habe«, flüstert sie, drückt mich wieder auf die Bank und setzt sich daneben. »Ist nix mit schlafen. Dauernd geht mir durch den Kopf, was hier passieren wird oder auch nicht.«

»Es wird nicht viel passieren«, äußere ich meine Vermutung. »Ich werde meinem Bruder vom Widerstand berichten und vielleicht schaffe ich es, mit meinem Sohn zu reden. Hoffentlich kann ich danach wieder nach Hause.«

»Hm ...«

»Du hast Zweifel?«

»Deinen Schilderungen nach, ist dieser Widerstand gut organisiert. Du würdest zuhause keine Ruhe haben. Schließlich hast du ja versagt, in deren Augen.« Müde beuge ich mich vor und suche vergeblich nach einer Lösung auf dem dunklen Boden, scharre mit der Fußspitze kleine Steinchen auf die Seite.

»Dann müsste ich umziehen. Vielleicht hilft mir mein Bruder ...«

»Ja, vielleicht ...«

»Du glaubst nicht daran, oder?«

Ihr Schweigen ist mir Antwort genug. Marions Stimme passt nicht zu ihrer erfahrenen Art und Weise.

»Darf ich dich fragen, wie alt du bist?«

»Natürlich, Frank. 45 Jahre. Hab mich ganz gut gehalten, finde ich.«

»Das stimmt.« Ein Windstoß trägt ein Geräusch zu uns. Wie das dumpfe Knarzen eines alten Baumes, kurz bevor der Stamm splittert. Ich stelle mir vor, wir sind ein altes Ehepaar, auf einer Holzbank mitten in der Eifel unter spärlichem Sonnenschein. Zwischen uns vielleicht belegte Brote und eine Kanne Tee. Von diesem Ausflug haben wir uns mehr versprochen, ein Weg zurück in unsere Jugend möglicherweise. Es könnte unser letzter gemeinsamer Ausflug sein. Lieben tun wir uns schon lange nicht mehr, aber wir sind gute Freunde, was unter Umständen von größerer Bedeutung ist.

»Warum hast du Frontex verlassen? Kann man dort keine Karriere machen, wenn man älter wird?«

»Doch, natürlich. Es gibt zwei Laufbahnen, die zweijährige Verpflichtung oder die Berufslaufbahn, für die ich mich entschieden habe. Am Ende war ich Majorin und auf Kreta stationiert, zuständig für die libysche Küste von Tobruk bis Marsa Matruh.«

»Dann hast du eine sichere Existenz aufgegeben? Warum?«

Sie stößt die Luft aus. »Ich wollte nicht mehr die Drecksarbeit erledigen.« Die Drecksarbeit? Ich ahne, was sie meint.

»Hast du nicht vorhin noch gesagt, es wäre okay, wenn mein Bruder am Leben bliebe, weil er dafür sorgt, dass ...«

»Ja!«, unterbricht sie mich. »Das habe ich gesagt. Ich denke nicht darüber nach, wenn ich im Taxi sitze und die Leute nach Hause fahre oder zur Arbeit oder ins Krankenhaus. Den Tod aus meinem Alltag zu verbannen, hat geholfen. Jetzt lebe ich. Okay?« Marions Stimme mündet in ein versiegenderes Krächzen. Sie stützt den Kopf auf die Hände. Ich bin versucht, sie in den Arm zu nehmen, lasse es aber lieber bleiben. »Ich bin nicht anders als du«, redet sie weiter, »und du nicht anders als ich. Wir beide nicht anders als tausende um uns herum. Das Leid vor Ort können wir nicht ertragen. Vom Fahrersitz im Taxi aus ist es erträglich. Die Entfernung zum Elend ist unsere Entschuldigung.«

Sie hat recht und ich denke an schlafen. Bleierne Müdigkeit rollt über mich hinweg. Oder ist es Erschöpfung? Egal, wie sie reagieren wird, ich lehne mich an Marion und sie legt den Arm um mich. Ob alle Menschen irgendwann einsam werden? Oder schon immer einsam sind?

»Jeden Tag habe ich morgens den Tod organisiert und abends Einsatzberichte geschrieben. Zehntausende Menschen starben. Täglich. In meinem Zuständigkeitsbereich. Kinder, Frauen, Alte, Männer. Verhungert, verdurstet, an Schwäche oder durch unsere Waffen. Mein Job war es, keinen noch so kleinen Fuß europäischen Boden betreten zu lassen. Egal wie.«

»Und du warst sicherlich sehr gut in deinem Job«, flüstere ich in Marions Ohr.

»Sehr gut sogar, mit Auszeichnung.« Sie richtet sich auf, drückt den Rücken durch, streckt beide Arme und gähnt. Mir fällt es nicht auf oder ich übersehe es, weil kein vergleichbares Bild in meinem Kopf existiert, aber dann wird mir klar, was ich da sehe. Ein roter Lichtpunkt auf ihrer Brust.

»Marion!«, rufe ich noch. Ein leises Sirren folgt, wie von einer rasend schnellen Wespe. Dumpfes Ploppen. Es knirscht. Ein grässliches Geräusch. Sie sinkt vornüber, mit dem Kopf auf die Knie. Aus der Dunkelheit schälen sich zwei Umrisse, dann ist ein Lichtblitz in meinem Schädel.

Sonntag, 9. August 2037

Immerhin ist es weich und kühl. Und nicht zu hell. Was? Bin ich jetzt vollkommen verrückt? Jetzt auch noch Stimmen. Englisch. Aber mit italienischem Akzent und so was wie ein polnischer oder tschechischer Akzent. Ich muss nur die Augen aufmachen, aber ich will nicht. Alles sträubt sich in mir. Es muss endlich Schluss sein mit dem Drama!

»Er wacht auf«, sagt eine Frau. »Lassen Sie uns alle bitte allein«, eine andere Stimme. Die Stimme! Ich weiß, wer das ist und muss die Augen aufmachen. Eine Tür geht auf, Tritte auf einer Metalltreppe. Dann ein dumpfes Klacken. Wir sind allein.

»Leander ...«

Er sitzt neben mir auf einer Art Campingstuhl. Auf was liege ich? Einem Feldbett? In einem Raum aus Metall, Aluminium. Bildschirme an einer Seite, davor Tische,

Tablets, Tastaturen und gedämpftes Licht. Möglicherweise ein Fahrzeug, so was wie ein Anhänger.

»Johannes ...«

»Was ist mit Marion?!«

Er weiß sofort, wen ich meine. »Die Taxifahrerin ... sie ist tot. Aber ich kann dich beruhigen, ihre Kinder bekommen eine gute Waisenrente.«

»Du ...« Die Wut stiehlt mir Atem und Worte. Ich habe den Eindruck, wieder ohnmächtig zu werden. Derart sprachlos war ich selten. Mir wird schlecht. Der rote, leicht zitternde Punkt, das Sirren ...

»Langsam einatmen ... und wieder ausatmen, Bruder. Sie war Offizierin bei Frontex und hätte wissen müssen, was passiert. Am Ende aber warst du es, der ihr das Leben nahm, denn du hast sie mit hineingezogen in die Geschichte.« Ich will aufstehen, mich von der Liege reißen, aber etwas hindert mich daran. Zwei Gurte über meinem Körper. Kraftlos gebe ich auf. Jetzt bloß nicht weinen! »Es wird Zeit. Gleich ist es zehn Uhr. Es gibt einen kleinen Gottesdienst in der Kapelle, dann gehen wir beide zum Grab unserer Eltern.

»Unserer Eltern? Nur Mutter liegt hier. Vater haben wir in Köln beerdigt. So schlecht ist mein Gedächtnis nicht!«

»Nein, ist es wahrscheinlich nicht, aber ich habe ihn vor ein paar Jahren umbetten lassen. Sie haben nun beide ein schönes Grab hier, so was wie ein schlichtes Familiengrab.«

»Warum? Und warum hast du mir nicht Bescheid gegeben?«

Er lächelt mich an. Leander ... im kalten Licht der LED-Flächenlampen wirkt sein Gesicht alt, eingefallen. Keine gesunde Hautfarbe. Ob ich ebenfalls so aussehe? Was ist passiert mit ihm? »Viele Fragen, Bruder. Warum? Die Antwort ist einfach: Image. Der Präsident lässt seinen Vater zur Mutter ins Grab legen. Das ist gute Werbung. Die zweite Frage gebe ich zurück. Wärest du denn gekommen?«

Nein, wäre ich nicht. Er hat recht. »Mach mich los, ich muss auf die Toilette und will mich waschen.«

»Gerne.«

Der Waschraum ist kalt. Steril. Aus Edelstahl. Umfallen kann man jedenfalls nicht, aber es gibt neue Kleider. Dem Vorhaben angemessen. Alles passt. Von den Sommerschuhen zu Hemd und Leinen-Sakko. Marion ... warum geht sie mir nicht aus dem Kopf? Schließlich bin ich am Ziel ... Als ich wieder in den Kontrollraum trete, sitzt Leander auf einem Stuhl, ebenfalls umgezogen. Eine junge Frau kümmert sich um seine Haare, die Gesichtsfarbe, macht ihn kameragerecht, vermute ich. Gottesdienst in der Kapelle ... es fällt mir nicht ein, wann ich das letzte Mal in einer Kirche war oder an so etwas teilgenommen habe. Kann gut sein, dass es zu Mutters Beerdigung war. Leander winkt die Frau weg und steht auf, sieht mich an der Tür zum Waschraum stehen. Nur wir beide und die Visagistin sind im Raum. Wenn ich ihn töten wollte, wäre jetzt eine gute Möglichkeit. Marions schreckliches Ende scheint ein ausreichendes Motiv. Aber damit würde ich sie enttäuschen.

»Gut siehst du aus, Johannes.«

»Du auch, Leander.«

Er lacht gepresst. »Lügner oder Schmeichler. Ohne die Schminke bin ich nichts als ein alter, kranker Mann.«

»Du bist zwei Jahre jünger als ich. Dein Job wird dich über Gebühr fordern ...«

»Das auch«, winkt er ab. »Aber ich mache ihn gerne, er ist sinnvoll. Wir sind auf einem guten Weg. Also müsste er sich positiv auf meine Gesundheit auswirken, nicht wahr?«

»Tut er nicht?«

»Lass uns gehen. Ich will nicht zu spät kommen.« Er tippt zweimal auf ein Gerät am Handgelenk. Die Tür geht auf und Kameras erwarten uns. Leanders Mimik wechselt zu aufrichtigem Lächeln, als gäbe es einen Marionettenspieler, der eine zweite Puppe auf die Bühne stellt. Als ich bei ihm bin, legt er den Arm um meine Schulter. Wir sind gleich groß und haben eine annähernd identische Figur. Bei den Gesichtszügen war ich mir nie sicher. »Lächeln, Johannes. Bitte ...« Ich tue ihm den Gefallen.

Die Kapelle ist renoviert, ebenso die Wohnhäuser, Scheunen, eine kleine Bäckerei, das Restaurant *„Zum Eifelblick“*. Das alles erinnert mich an potemkinsche

Dörfer. Viel Platz ist nicht im Gotteshaus, aber es reicht für drei Kamerateams, den kleinen Altar, vor dem ein Mann im blauen Zweireiher den Gottesdienst zelebriert. Leander und ich sitzen auf der vorderen Bank und hören zu. Ich folge einfach der Liturgie, aufstehen, sitzen, singen – oder so tun – die Hände falten, der Predigt zuhören, Amen sagen und Halleluja rufen. Das Drehbuch ist perfekt. Irgendwo gibt es sicher einen Redaktionsraum, in dem ein Reporter die Bilder kommentiert, erwähnt, dass sogar der Bruder des Präsidenten gekommen sei, um die Mutter zu ehren. Ich habe jegliches Zeitgefühl verloren. Irgendwann bimmelt die kleine Glocke, Leander nimmt meine Hand, steht auf und zieht mich mit leichtem Drücken vor den Altar. Der blaue Zweireiher sagt etwas. Ich höre nicht zu. Die Hand meines Bruders wird feucht. Er schwitzt. Wie kleine Stiche prasseln die Bilder auf mich ein. Wir zwei, Hand in Hand vor dem Kindergarten, der Schule, neben dem Eingang zur Achterbahn. Auf dem Bahnsteig stehend, nach Mutter suchend, die nur Pommes holen wollte und uns nicht mehr fand. Leander begann zu weinen und ich wollte es ihm gleichtun, aber Vater hatte mir das Weinen verboten. Also tat ich es nicht, nahm den kleinen Blondschoopf in meine Arme. Er war mein Licht und ich seines. Amen, sagt der Zweireiher und digitale Orgelklänge geleiten uns nach draußen, durch das Spalier der Kameras.

Was lässt mich jetzt weinen auf dem Kiesweg zum Grab von Mutter? Hand in Hand mit meinem kleinen Bruder. Das Schniefen kann ich nicht unterdrücken und fluche innerlich. Leander zieht aus der Innentasche ein Tuch, reicht es mir. Ich blicke nach rechts und entdecke seine Tränen. Meine und seine Tränen, wir hätten sie vor langer Zeit zusammen weinen sollen. Die Kameras sind hinter uns. Niemand sieht es. Nur wir. Dann werden die Stimmen leiser. Sie fallen zurück. Auf der kleinen Anhöhe erkenne ich endlich das Grabmal. Es hat sich verändert. Ein großer Stein aus Granit ist es geworden, mit einem Kreuz darauf. Beide Namen eingemeißelt, geboren und gestorben am ... und drunter noch ‚Vater‘, ‚Mutter‘, und ‚Danke‘, nur diese drei Worte. Dieses ‚Danke‘ holt mich wieder in die Realität.

»Ist das dein Ernst, Leander? ‚Danke‘? Bei Mutter gebe ich dir recht. Bei ihm? Nein, niemals!« Ich schnäuze ins Tuch.

»Johannes ... willst du mir etwas sagen?«

Ich atme tief ein. Der Morgen ist recht kühl, die Luft frisch. Nur die kahlen Hügel um uns herum mit dem trocken-braunen Boden vermiesen die friedliche Stimmung.

»In der Tat. Das will ich.« Wieder hole ich Luft. »Ich wurde kontaktiert von einem Mann, der sich Canard nennt und behauptet hat, einem Widerstand anzugehören. Dieser Widerstand will, dass ich dich töte. Genau jetzt und hier. Ich nehme an, sie wissen, dass nur ich dir an so einem Tag nahe genug kommen kann. Aber ...«

»Aber?« Leander sieht mich von der Seite an. Unerschrocken und gar nicht beeindruckt.

»Aber ich werde das nicht tun. Du bist mein Bruder!« Er nickt, als hätte ich ihm vom Neubau meiner Garage erzählt. Ist er so abgebrüht? »Sie wollen mich erpressen mit meinem Sohn, von dem sie behaupten, du hättest ihn manipuliert. Und ich würde doch sicher gerne mein Enkelkind sehen ...« Er schweigt, die Lippen aufeinandergepresst. »Stimmt das? Werde ich Großvater? Hast du ...«, erst jetzt fällt mir auf, dass ich immer nur von ihm als *„meinem Sohn“* rede, aber schon sehr lange nicht mehr seinen Namen ausgesprochen habe. »Weißt du, wo Marc lebt? Wie es ihm geht?«

»Ja, ich weiß, wo er lebt. Es geht ihm gut. Ihm und seiner Frau. Und es stimmt, Johannes. Du wirst Opa!« Mir wird schwindelig. Schwankend halte ich mich am Grabstein hinter uns fest. Leander winkt und zwei kräftige Männer bringen eine Sitzbank, stellen sie vor Mutters Grab in den Kies und helfen mir die paar Schritte dorthin. Einer zieht eine Flasche Wasser aus der Jacke und legt sie in meine Hand. Leander nimmt dicht neben mir Platz und winkt die beiden weg. Sie verschwinden so schnell, wie sie gekommen sind. Ich trinke einen kräftigen Schluck.

»Danke.«

»Kein Problem, Johannes. Wir sind eben nicht mehr die Jüngsten.«

»Ich werde Opa ...«

»Ja«, sagt er lachend, »du wirst Opa. Wer hätte das gedacht. Mein einsamer Bruder. Ein Vierteljahrhundert ohne irgendwelchen Kontakt. Sühne leistend, aber nie die Schuld loswerdend, seine Frau getötet zu haben. Ich gebe dir die einmalige Chance, diese Schuld aus deinem Leben zu verbannen. Endlich frei zu sein.«

»Wie?«

»Ich bin krank, Johannes. Krebs im Endstadium. Sogar schon überfällig. An jedem Morgen danke ich Gott, dass er mich noch einen weiteren Tag die Sonne sehen lässt. Aber ich will keine Medikamente, keine Maschinen, denn dann vegetiere ich irgendwo und kann nicht mehr Präsident einer Vision sein. Und doch ...« Er schweigt und richtet den Blick auf den polierten Granit. »... und doch bin ich müde. Ich will nicht mehr. Deswegen bitte ich dich, mich zu töten.«

»Was?!« Schnipsel auf Schnipsel klebe ich in meinem Kopf die Geschehnisse der letzten Tage zusammen. Ein Fünftausend-Teile-Puzzle. Das entstehende Bild gefällt mir nicht. »Dann ... dann gibt es gar keinen Widerstand?«

»Nein. Es gibt keinen Bruno aus Nancy, keinen Canard. Es gibt kein Opfer islamistischen Terrors, einen toten Charis-Beamten in Chorweiler, von dem die Polizei noch nicht weiß, wer ihn getötet hat, weil Charis die Spuren verwischte ...«

»Charis ... deine Geheimpolizei! Die haben alles geplant und organisiert?«

»Das ist sehr profan ausgedrückt, aber ja, alles ist von Anbeginn an so gelaufen wie erdacht. Diese wunderbaren Menschen sind Gottes Schwert, so möchte ich es sagen.«

Ich rücke von ihm ab, stehe auf, gehe um das Grab herum. Auf dem hinteren Sockel liegt ein Messer. Ein ordinäres, großes Küchenmesser. Ein Messer? Teil des Plans. »Warum, Leander?«

»Bist du wütend?«

»Wütend?! Dafür gibt es kein Wort, für diese Wut! Du hast mich benutzt! Von Anfang an! Du hättest einfach anrufen können und fragen ...«

»Was?!« Er steht ebenfalls auf, geht zügig ums Grab herum auf mich zu. »Was hätte ich fragen sollen? Johannes, mir geht es nicht gut ... kommst du vorbei und tötest mich? Ich will nicht dahinsiechen, ich bin doch der Präsident und habe eine Aufgabe ...«

»Nein! Natürlich wäre ich nicht gekommen ... oder doch! Ich wäre gekommen! Scheiße. du bist doch mein Bruder!«

»Ich glaube nicht, dass du gekommen wärst. Du warst viel zu sehr mit dir selbst beschäftigt. Aber jetzt brauche ich dich und deine vergrabene Wut! Und damit du nicht zögerst, habe ich dir alle Menschen genommen, die dir etwas bedeutet haben! Richard Aumann! Die Frau in Friedrichshafen! Christian Schmitz, Paul

Wertheimer, Marion, die Taxifahrerin ... und eine alte, siebzigjährige Bäckersfrau aus Castellane ...« Weiter kommt er nicht. Dort, wo das Messer lag, ist es nicht mehr. Ich sehe es in meiner Hand und dann in Leanders Brust. Wieder in meiner Hand. Rot. Dann in seinem Bauch. Er sackt weg. Seltsam verrenkt. Als ich genau hinsehe, steckt es seitlich im dünnen Hals. Er sieht mich an mit den Augen des kleinen Leander auf dem Bahnsteig. Dankbar, dass ich bei ihm bin und ihn festhalte. Es gurgelt aus seinem Mund. Dann formen seine Lippen ein schwaches Lächeln, ein Wort. Ich kann es nicht hören. Das Leben verlässt ihn und jemand drückt mich auf den Boden.

Unbekanntes Datum

Weinen. Das ist es, was ich den halben Tag tue. Kann mich einfach nicht dagegen wehren; ab und zu mit den Fäusten gegen die Wände hämmern oder dagegentreten. So viele Gesichter in meinem Kopf. Meine Frau, tot und blutend im zertrümmerten Fahrzeug. Richard, vielleicht kein Freund, aber ein treuer Wegbegleiter. Marion, die ruhige Frontex-Offizierin. Françoise, die lebenslustige, ihren Emile vermissende Bäckersfrau. Die Frau, die geopfert wurde, um den Menschen weiszumachen, wie sehr das Abendland vom Islamismus bedroht sei. Und der, dem ich stets verhasst ein Dorn im Auge war. Schließlich mein kleiner Bruder Leander. Von ihm sehe ich nur das Gesicht des Siebenjährigen, voller Angst. Sein erfülltes Lächeln in der Sekunde seines Verwehens. Was hatte er gesehen? Ihn und mich auf der Wiese vor dem Haus? Im Schwimmbad mit einer Cola und Pommes Frites? Lachend vor dem Fernseher bei Laurel & Hardy? Ich glaube, ich weine wegen aller Gesichter, aller Leben, aber vor allem aufgrund der verlorenen Zeit. Sie ist einfach weg. Nichts bringt sie zurück. Überall habe ich Spuren hinterlassen, die der Sand schon lange wieder zugeweht hat. Und jetzt?

Jetzt sitze ich in diesem Gefängnis. Ein schönes Gefängnis. Wie eine kleine Wohnung. Zwei Zimmer, Küche, Bad. Luxuriös ausgestattet. Einmal am Tag kommt ein Mann, bringt Essen, eine Zeitschrift, ein Buch. Fenster gibt es nicht, dafür ein wandgroßer Bildschirm, der mir Tag und Nacht zeigt, Morgendämmerung, Abendrot, grüne Wiesen, bewaldete Hügel. Landschaft aus dem Prozessor.

Lediglich die Uhrzeit kenne ich. Fünf Tage sind vergangen. Selbst wenn ich wollte, könnte ich mich nicht umbringen. Während ich esse, sitzt der Kerl mir gegenüber und liest in der Bibel. Alleine das ist schon Strafe genug. Meine Fragen und Provokationen lässt er unbeantwortet. Vielleicht haben sie ihm die Zunge herausgeschnitten. Trotz allem ist er stets wachsam. Es ist sicher nicht ratsam, ihn überrumpeln zu wollen. Vor allem vermute ich hinter jedem Gemälde, in jeder Lampe Kamera und Mikrofon. Selbst auf der Marmor-Toilette.

Kein Besteck, kein Geschirr, kein Gürtel, keine Schnürsenkel, Bettlaken aufgenäht, noch nicht mal Steckdosen. Für Selbstmörder denkbar ungeeignet. Es muss der zehnte oder elfte Tag sein, als das Türschloss außerhalb der regulären Zeit summt. Ein Mann kommt herein. Es ist mein Bruder! Das letzte Mal, dass ich an meinem Verstand zweifelte, war vor 35 Jahren, als ich während einer nächtlichen Alkoholfahrt zahllosen Dobermännern und Doggen ausgewichen bin und im Straßengraben endete, aber niemand sonst die Hunde gesehen hat. Kurz vor meinem ersten Entzug. Der Stift fällt aus meiner Hand, das Tablet mit dem Kreuzworträtsel sinkt auf den Tisch. Mein Bruder kommt näher. Seine Gesichtszüge sind angespannt und er hat viel mehr Haare auf dem Kopf.

»Hallo, Vater«, sagt er. Ich will aufspringen.

»Ich werde nicht näherkommen und du wirst dich mir nicht nähern«, betont der Mann, der aussieht, wie mein Bruder, aber mein Sohn ist. Meine Hände zittern. Falsch. Alles an mir zittert. Ich bin das Epizentrum eines Bebens. Ein dunkler Vorhang schwebt vorbei, eine kurze Ohnmacht, kaum einen Atemzug lang. »Marc ...« Er setzt sich an die gegenüberliegende Stirnseite des Tisches und zieht eine Fernbedienung aus der Tasche. »Marc ...«, wiederhole ich wie hypnotisiert. Ich muss diesen Namen aussprechen. So viele Jahre habe ich ihn aus meinem Wortschatz verbannt, sogar aus meinen Gedanken. Kein Foto hat mich auf dieses Gesicht vorbereitet. Vierzig Jahre sind vergangen, seit dem ersten Schrei in den Armen seiner Mutter. Siebzehn Jahre später hatte er sich verabschiedet. Nach dem siebzehnjährigen Gesicht krame ich in meinen Erinnerungen. Mir gegenüber sitzt mein Bruder. Marc und Leander gleichen sich fast wie ein Ei dem anderen.

»Wir sind dir zu Dank verpflichtet ... ich bin dir zu Dank verpflichtet«, sagt er mit einer mir unbekanntem Stimme. So dunkel und voluminös. Nicht die eines Pubertierenden.

»Zu Dank verpflichtet?« Er nickt und drückt einen Knopf auf der Fernbedienung. Die ganze Wand wird zu einem Friedhof. Ilkenrath. Die Beerdigung des Leander Meissner im Grab seiner Eltern. Irgendein TV-Sender überträgt die Prozession, kommentiert, blendet die Tat ein. Da bin ich, der Bruder des Präsidenten steht da. Mit einem Messer in der Hand. Dann steckt es in Leanders Brust. Etwas trifft mich. Ich blute? Breche zusammen? Was passiert da? Sicherheitsleute haben den Mörder des Präsidenten erschossen. ‚*Kain tötet Abel*‘ steht da tatsächlich. Der Neid des Alkoholbruders trieb ihn zu dieser Tat, viele Entzüge gemacht, aber der Satan Alkohol hat Besitz von ihm ergriffen.

»Du bist natürlich nicht tot«, flüstert Marc. »Es ist lediglich ein Deep Fake.« Wieder ein Bildwechsel. Die Menschen weinen. Überall in Europa, so die Kommentatorinnen und Kommentatoren aus europäischen Hauptstädten. Bilder aus Paris, Rom, Prag ... ich bin eine Berühmtheit. Und außerdem tot.

»Marc ...«, ein erneuter Versuch. Er zeigt mit der Fernbedienung auf die Bildschirmwand.

»Sieh hin, Vater. Das Wichtigste kommt jetzt.« Da ist wieder der Friedhof in Ilkenrath, die Kapelle. Und eine unglaubliche Menge an Menschen. »Das sind alles Pilger, die zu Onkel Leanders Grab wollen«, erklärt er. »Wir haben extra Busse organisiert. Sie kommen von überall«, berichtet er. Da ist nicht wenig Stolz in seiner Stimme. Der Morgen des dritten Tages nach der Beerdigung des Präsidenten, sagt eine weibliche Stimme. Der Strom der Menschen sei ungebrochen. Zwei Frauen kommen schreiend aus der Kapelle gerannt, dann drei Männer. Ein paar Reporter rennen zur Tür, zwei Kameras. Jemand stolpert unbeholfen aus dem Eingang und alle weichen zurück. Dieser Jemand ist nicht gerade gut gekleidet, eher wie ein Lumpensammler. Dann zoomt die Kamera heran. Das ist ...

»Das bist du! Du bist da aus der Kapelle gekommen, Marc! Warum?!«

Er lächelt schmal und schaltet aus. Die Stille ist unheimlich. Nichts als sein Lächeln. Das irgendwohin geht. Weder zu mir noch zu sich selbst. Er muss an etwas denken. »Denkst du an Mutter?«, will ich wissen. Denn ich denke in diesem Moment an meine Frau. Das holt ihn zurück und ich sehe den Blick, der mich traf, als er siebzehnjährig ihre tote Hand im Krankenhaus hielt. Ein Blick ohne Vergebung. Ewige Schuld. Es war der letzte Moment unserer gemeinsamen Zeit. Er steht auf, steckt die Fernbedienung ein und hebt den rechten Zeigefinger.

»Sprich nie wieder in meiner Gegenwart von ihr. Erwähne niemals das Wort, wenn ich anwesend bin.« Mit keiner Silbe traue ich mich das zu sagen, was ich mir so lange zurechtgelegt habe. Alles wäre zwecklos. »Du hast deinem Onkel, mir und unserer Vision geholfen. Mehr oder weniger freiwillig. Trotz deiner Morde wirst du am Leben bleiben ...«

»Marc! Was habe ich da gerade gesehen? Wenigstens zu einer kurzen Erklärung könntest du dich aufraffen ...«

»Ich habe dich nie für dumm gehalten. Verstehst du das wirklich nicht?« Er setzt sich wieder.

»Nein, nicht ansatzweise. Man hat mich an der Nase herumgeführt. Das steht fest.« Marc stellt die Ellenbogen auf den Tisch, legt den Kopf auf Daumen, kreuzt die Finger vor dem Mund.

»Dein Bruder, mein Onkel, war für die Menschen wichtig. Er war so was wie ein religiöser Anführer. Ein Licht. Aber der Krebs ...«, seine Stimme bricht ein. Er trauert um ihn. »Seit vielen Jahren bin ich Direktor von Charis und hatte Zeit, diese Idee zu entwickeln.« Marc sieht mich an. Fixiert meine Augen. Die Verachtung bricht wie eine Steinlawine aus ihm heraus, trifft mein Herz schonungslos.

»Der Messias ist tot. Es lebe der Messias. Nach drei Tagen kehrt er zurück. Das Grab des Herrn ist leer. Er ist wiederauferstanden. Ich bin Leander! Verstehst du?« Sprachlos wie ich bin, kann ich nur den Kopf schütteln. Wie Sand rieselt das Perfide dieser Idee in mein Bewusstsein.

»Die Menschen sind außer sich«, schildert er. »Überall. Sie denken, nein, sie glauben, sie wissen, die Zeit der Erlösung ist endlich angebrochen. Wir sind die Hoffnung. Unsere Umfragewerte steigen in astronomische Höhen. In zwei Monaten sind Wahlen. Es wird einen Erdrutschsieg geben. Absolute Mehrheit.

Genau das, was wir brauchen, um die Verfassung anzupassen, um endlich unsere Vision umzusetzen ...« In dieser Sekunde sehe ich meinen Sohn. Die Begeisterung für eine Sache. Sogar seine Stimme erkenne ich wieder.

»Marc ...« Erneut steht er auf. Seine Gesichtszüge sind wieder eingefroren.

»Ich gehe jetzt. Morgen bringen dich meine Leute nach Norwegen ...«

»Um zu sterben?«

Er schüttelt den Kopf. »Im Gegenteil. Ich weiß nicht, wie lange du noch lebst, hoffe aber noch sehr lange. Das wird deine Strafe sein. Du wirst in einem angenehmen, aber einsamen Haus wohnen. Es ist schön dort.« Er dreht sich um, geht zügig zur Tür.

»Marc?«

Abrupt bleibt er stehen, ohne herzusehen. Seine Schultern heben und senken sich deutlich. Ich höre ihn atmen. »Ich liebe dich.«